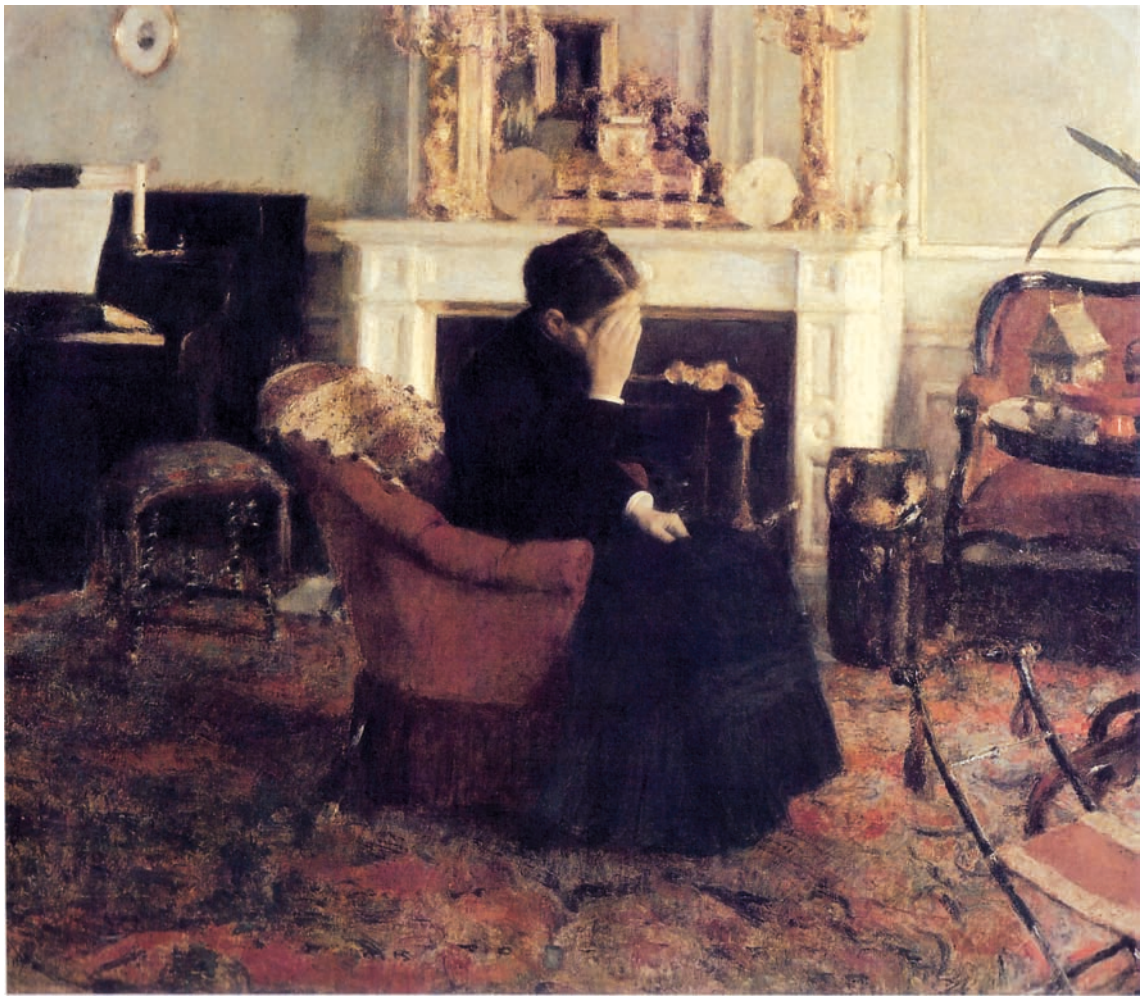
Historische Sozialkunde

Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung

3/2012



Geschichte des Hörens

Verein für Geschichte und Sozialkunde
42. Jg./Nr. 3 Juli–September 2012

AU ISSN 004-1618
Historische Sozialkunde. Geschichte – Fachdidaktik – Politische Bildung. Zeitschrift für Lehrerfortbildung. Inhaber, Herausgeber, Redaktion: Verein für Geschichte und Sozialkunde (VGS) in Kooperation mit dem Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, Universitätsring 1, 1010 Wien.

Chefredaktion: Eduard Fuchs/Andrea Schnöller/Hannes Stekl (Wien)

Fachdidaktik: Zentrale Arbeitsstelle für Geschichtsdidaktik und Politische Bildung, FB Geschichte/ Universität Salzburg, Rudolfskai 42, 5020 Salzburg (christoph.kuehberger@sbg.ac.at)

Preise Jahresabonnement € 16,– (Studenten € 12,–), Einzelheft € 5,–, Sondernummer € 7,– zuzügl. Porto.
Bankverbindungen: Raiffeisenbank Weitra Kto. Nr. 24570, Bankleitzahl 32936.

Herausgeber (Bestelladresse):
Verein für Geschichte und Sozialkunde, c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien, Universitätsring 1, A-1010 Wien
Tel.: +43-1-4277/41330 (41301), Fax: +43-1-4277/9413
Aboverwaltung: +43-1-4277/41330 (Rainer Oppel)
E-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at
http://vgs.univie.ac.at

Trotz intensiver Bemühungen konnten nicht alle Inhaber von Text- und Bildrechten ausfindig gemacht werden. Für entsprechende Hinweise ist der Verein für Geschichte und Sozialkunde dankbar. Sollten Urheberrechte verletzt worden sein, werden wir diese nach Anmeldung berechtigter Ansprüche abgelten.

Titelbild:
Fernand Khnopff, *En écoutant Schumann* [Listening to Schumann], 1883.
Siehe dazu: http://monoskop.org/images/1/10/Khnopff_Fernand_1883_Listening_to_Schumann.jpg [20.3.2012].

Heftredaktion: Eduard Fuchs
Layout: Rainer Oppel

AutorInnen:
Eduard Fuchs, Mag. Dr., MAS, Historiker, Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Universität Wien.
Wolfgang Fuhrmann, Studium der Germanistik und Musikwissenschaft, PD Dr., seit 2010 Assistent für historische Musikwissenschaft, Institut für Musikwissenschaft der Universität Wien.
Ewald Hiebl, V. Ass., Mag. Dr., Historiker am Fachbereich Geschichte der Paris Lodron Universität Salzburg, seit 2007 Leiter des Leopold-Kohr-Archivs, Hörfunkjournalist.
Peter Payer, MMag., Dr., Historiker und Stadtforscher, seit 2007 Leiter des Sammlungsbereichs „Alltag & Umwelt“ im Technischen Museum Wien.

Die wissenschaftliche Redaktion der „Historischen Sozialkunde“ wird auch im Jahr 2012 durch eine Förderung der Magistratsabteilung 7, Gruppe Wissenschaft, unterstützt.

Erscheinungsort Wien, Verlagspostamt 1010 Wien, Plus.Zeitung 06Z036815P

Inhaltsverzeichnis

Eduard Fuchs
2 Vorwort

Peter Payer
4 Geschichtsbewussstsein als grundlegende Kategorie der Geschichtsdidaktik
Zur Geschichte des Hörens im 19. und frühen 20. Jahrhunderts
Die „Brandung der Großstadt“ – Der Kampf gegen den Lärm – Crescendo – Zur Phänomenologie des Lärms – Lärmmessung

Wolfgang Fuhrmann
14 Unterhaltung und Andacht
Schlaglichter auf eine Geschichte des musikalischen Hörens im bürgerlichen Zeitalter
Musikalisches Hören - Musikalische Rezeption – Die Rolle des Publikums – Die Kunst des ‚richtigen‘ Kunstgenusses

Eduard Fuchs
22 Hörbehinderungen und neue Informationstechnologien
Hilfestellung für Menschen mit besonderen Bedürfnissen
Einleitung – Die rechtliche Situation behinderter Menschen – Sinnesbehinderungen und neue Techniken - Synergien und Risiken – Behinderungen im Bereich des Hörens – Voraussetzung für barrierefreie Nutzung neuer Medien – Zusammenfassung und Ausblick – Befragung von Betroffenen

Fachdidaktik

Ewald Hiebl
33 Vom Hören und Sagen
Hörfunk und Ton als historische Quelle und als mediales Produkt
Unsichtbarkeit und Flüchtigkeit des Tones – Radio als „vergessenes Medium“ – Vom Erzählen der Geschichte – Der Wandel von Hörgewohnheiten – Radiosendungen produzieren

Vorwort
Eduard Fuchs

Wir können unsere Augen schließen, um uns vor visuellen Eindrücken zu schützen, nicht aber unsere Ohren, um akustische Signale abzuwehren. Neurologen weisen auf die starke Präsenz von Höreindrücken in individuellen Biographien hin, ihre Verschränkung mit Emotionen durch Evozierung des limbischen Systems, also entwicklungsgeschichtlich ‚archaischer' Bereiche in der Evolution des Menschen. Oliver Sacks berichtet in einer seiner jüngeren Veröffentlichungen über „Musik und das Gehirn" über die Beständigkeit musikalischer Erinnerungen und Fertigkeiten bei Menschen mit hochgradiger Amnesie oder Demenz, also bei Menschen, die aufgrund ihrer neurologischen Defizite „völlig aus Raum und Zeit gefallen" sind (Sacks 2008: 262) und betont auch die Rolle, die diesen Erinnerungen für die Erhaltung ihrer persönlicher Identität und ihres emotionalen Wohlbefindens zukommen, insofern therapeutische Ansätze sich ihrer bedienen (ebd. 409ff).

Vielleicht war es die Tradition der Beschäftigung mit historischer Malerei, welche es den Historikern leichter machte, die Brücke ins visuelle Zeitalter zu schlagen. Bezüglich der Akustik gab es keinen Vorlauf und keine Tradition, so dass der Moment, als der Ton um 1900 durch Aufzeichnung erstmals zur reproduzierbaren historischen Quelle wurde, von der Forschung verpasst wurde.
(Maier 2011:12)

Für die Geschichtswissenschaften schien bis in die jüngere Vergangenheit jene „Hörvergessenheit" vorzuherrschen, die Petra Maria Meyer in ihrem Plädoyer für einen *Acoustic Turn* bereits 2008 nicht nur für den musikwissenschaftlichen, sondern für den geisteswissenschaflichen Diskurs insgesamt konstatiert hat. Sie betont dabei auch, dass es hier nicht darum gehe, nach *Linguistic*, *Performative* und *Iconic Turn* einem neuen methodischen Ansatz zum Durchbruch zu verhelfen, sondern sich vielmehr des Sachverhalts zu vergewissern, dass all diese vorangegangenen Turns durch die Nähe von Sprech- und Hörakt das Hören gewissermaßen stets mit „eingeschrieben" war.
Im historischen Diskurs mag die Dominanz dinglicher und bildlicher Quellen sicherlich in der ‚Flüchtigkeit' und ‚Individualität' des gesprochenen Wortes liegen, dessen reproduzierbare Aufzeichnung und Sicherung erst mit der Entwicklung kostengünstiger, portabler digitaler Aufnahmegeräte und insbesondere auch durch die Existenz entsprechender Speichermedien und die Möglichkeit der schnellen Transferierung audio-visueller Daten auf niederschwelliger Basis möglich geworden sind. Dass selbst beim Einsatz lebensgeschichtlicher Interviews in der historischen Forschung die nachträgliche Transkription nach wie vor unabdingbar zu sein scheint, obwohl im Zuge der Verschriftlichung wesentliche Verfremdungs- und Selektionsprozesse stattfinden, mag wohl dem Umstand geschuldet sein, dass der Papierversion eher Vertrauen als Quelle entgegengebracht wird als der Audioversion (siehe dazu Marks 2011:19ff)

Das vorliegende Heft der Historischen Sozialkunde greift aus dem weiten Problemfeld dieser „Renaissance des Hörens" exemplarisch einige Themen heraus:

Peter Payer umreißt in seinem Beitrag „Vom Geräusch zum Lärm. Zur Geschichte des Hörens im 19. und frühen 20. Jahrhundert" den mit der „Industriellen Revolution" und der Entwicklung von Metropolen einhergehenden, im Vergleich zum Hörumfeld des Mittelalters und der frühen Neuzeit paradigmatischen Wandel der Klangwelten. „Anstelle der Kirchenglocken, die bisher den Rhythmus des Lebens bestimmt hatten, gaben nunmehr Dampfpfeifen und Sirenen den Takt an. Die anhaltenden, abrupt beginnenden und endenden Laute, von der Industriellen Revolution eingeführt und der Elektrotechnik ausgeweitet, verkörpert im Rhythmus der Dampfmaschinen wie im Brummen der Motoren, gerieten zum dauerhaften Grundton der Zivilisation. Neue Modalitäten der Aufmerksamkeit bildeten sich heraus, die gesamte auditive Kultur begann sich zu wandeln." Mit dem wachsenden Großstadt- und Maschinenlärm traten auch erste Personengruppen auf den Plan, die auf die gesundheitlichen Folgen der Lärmbelästigung verweisen und sich dem Kampf gegen die Lärmüberflutung verschrieben. Mobilisieren konnten sie letztlich nur eine verschwindende – in der Regel in eher privilegierten Verhältnissen wohnende Minderheit aus bürgerlich-liberalen Schichten. Zwar wurde u.a. versucht, durch neue Straßenbeläge den Straßenlärm zu reduzieren und auch die Entwicklung von „Ohrstöpseln" stellte gewissermaßen eine Schutzmaßnah-

me auf individueller Ebene dar. Eine spürbare Reglementierung war jedoch erst durch die Entwicklung brauchbarer Methoden zur Lärmmessung möglich und dies sollte noch bis in die späten 20er Jahre des letzten Jahrhunderts dauern.

Wolfgang Fuhrmann geht in seinem Beitrag über die Geschichte des musikalischen Hörens im bürgerlichen Zeitalter der Frage nach, welche Rolle der Musikproduktion und dem Musikkonsum im 18. und 19. Jahrhundert zukam. Er zeigt die wachsende Rolle des „Produktionsumfelds" – die Existenz geeigneter Aufführungsstätten, finanzkräftiger Mäzene und Verleger, Orchestrierung und die steigende Bedeutung des Publikums und insbesondere auch der Musikkritik für Tätigkeit und Erfolg der Musikkünstler auf. Es ist also vor allem das „Musikhören", das zunehmend ins Zentrum des musikwissenschaftlichen Diskurses rückt. Der Wandel von der „Umgangsmusik" zur „Darbietungsmusik" und die damit verbundene Schaffung entsprechender Aufführungsstätten wie Oper und Konzerthäuser mit immer größerem Fassungsvermögen bilden die Zäsur zur Musik der Neuzeit – eine Entwicklung, die im 17. Jahrhundert einsetzt, aber erst im Verlauf des 19. Jahrhunderts zur vollen Blüte gelangt. Die damit verbundene Professionalisierung der Musikdarbietung (Orchester, Dirigat, Chorbegleitung, Bühnenbild etc.) bringt auch eine wachsende Erwartungshaltung an das Publikum, dessen Professionalisierung und Domestizierung mit sich und lässt Musikkonsum zum bloßen Zweck der Unterhaltung in den Hintergrund treten, bewirkt aber auch die abnehmende personelle Identität von Darbietenden und Zuhörerschaft, wie sie noch der Musikkultur der frühen Neuzeit eigen war. Fuhrmann weist aber darauf hin, dass parallel zum „andächtigen und konzentrierten Zuhörer", dem auch MusikproduzentInnen selbst durch das Komponieren von „Kammermusik" und gezielte Arrangements in der Darbietung Rechenschaft zollten, von einem Teil des Musikpublikums immer auch „leichte Kost" bevorzugt wurde und verweist dabei u.a. auf die Erfolge der Strauß-Dynastie.

Im Beitrag von Eduard Fuchs wird der Frage nachgegangen, inwieweit gehörlose und hörbehinderte Menschen benachteiligt und ausgegrenzt werden, welche Maßnahmen notwendig sind, um ihnen ein gleichberechtigtes, barrierefreies Leben zu ermöglichen und welcher Stellenwert dabei technischen Errungenschaften insbesondere aus dem Bereich der Computer- und Kommunikationstechnologie zukommen kann und wie neue Informations- und Kommunikationstechnologien beschaffen sein müssen, um auch Menschen mit Hörbehinderungen einen niederschwelligen Zugang und damit eine Erweiterung des Aktionshorizonts mit dem Ziel einer gleichberechtigten Teilnahme am gesellschaftlichen Leben zu ermöglichen und dokumentiert zugleich die Erfahrungen von zwei Betroffenen mit je unterschiedlicher Geschichte ihres Hörverlusts.

Ausgehend von der Tatsache, dass Ton immer noch eine eher vernachlässigte Quellengattung im Unterrichtsgeschehen darstellt, obwohl Radio nach wie vor – auch in Österreich – zu den im Tagesverlauf meistkonsumierten Medien gehört, widmet sich Ewald Hiebl im Fachdidaktik-Beitrag der Erstellung einer Radiosendung. Er verweist darauf, dass durch die nunmehr zur Verfügung stehenden audio- und PC-bezogenen Hilfsmittel, durch Web 2.0. sowie frei zugänglicher Software zur digitalen Tonbearbeitung, zum Schnitt und zum Zusammenfügen unterschiedlicher akustischer Tonquellen die Durchführung eines solchen Unterrichtsprojekts viel leichter umsetzbar ist als noch vor einigen Jahren. Die einzelnen Schritte der Themenauswahl, Selektion und Strukturierung des akustischen Materials, der Festlegung des Sendungsaufbaus und der abschließenden Kontrolle und Evaluation des Resultats werden am exemplarischen Beispiel eines von ihm selbst realisierten Beitrags für eine *Ö1*-Radiosendung zum Thema „Das Jahrhundert der Extreme. Das 20. Jahrhundert zwischen Demokratie und Totalitarismus" im Sendeformat *Salzburger Nachtstudio* nachgezeichnet.

LITERATUR

R. MAIER, Einleitung. In: ders. (Hg.), Akustisches Gedächtnis und Zweiter Weltkrieg. Göttingen 2011.

S. MARKS, Zur Bedeutung des akustischen Mediums für die sozialwissenschaftliche Forschung und Lehre. In: R. MAIER (Hg.), Akustisches Gedächtnis und Zweiter Weltkrieg. Göttingen 2011.

P. M. MEYER (Hg.), Acoustic Turn. München 2008.

P. M. MEYER, Bayern 2-Studiogespräch am 26.10.2012 mit Norbert Lang zur Publikation. www.artmixgespraech.radio.de/ (3.11.2012)

O. SACKS, Der einarmige Pianist. Über Musik und das Gehirn. Reinbek bei Hamburg 2008 (Erstscheinung in engl. Sprache 2007)

Peter Payer

Vom Geräusch zum Lärm*

Zur Geschichte des Hörens im 19. und frühen 20. Jahrhundert

„Das Geräusch des neunzehnten Jahrhunderts, das wir zuerst hören, wenn wir uns seelisch darauf konzentrieren, ist kein Schlachtendonner und kein Feldgeschrei irgend welcher weltlichen oder geistlichen Art: es ist das Donnern eines Eisenbahnzuges, der das Granitmassiv eines Schneegebirges im Tunnel durchquert, das Pfeifen von Dampfmaschinen, das Singen des Windes in Telegraphendrähten und der sonderbare heulende Laut, mit dem der elektrische Straßenbahnwagen an seiner Leitung hängend daherkommt.“ (Bölsche 1901:5f)

Die auralen Eindrücke des Berliner Schriftstellers Wilhelm Bölsche fokussieren paradigmatisch die einschneidenden akustischen Veränderungen, denen die europäische Zivilisation im Gefolge von Industrialisierung und Technisierung unterworfen war. Es waren insbesondere die Fabriken sowie die neuen Verkehrsmittel Eisenbahn, Straßenbahn und Automobil, die eine allerorts wahrnehmbare neue Geräuschkulisse entstehen ließen, deren Zusammensetzung und Qualität sich völlig anders als bisher darstellte. Nach einer Schätzung des kanadischen Komponisten und Akustikforschers Murray R. Schafer setzte sich die industrielle Lautsphäre nur mehr zu einem Drittel aus Natur- und Menschenlauten und zu zwei Dritteln aus Werkzeug- und Maschinengeräuschen zusammen (Schafer 1971:13). Die maschinell erzeugten Laute waren monoton und kontinuierlich, ohne Individualität und die in der Natur üblicherweise ausgeprägten Phasen des Entstehens, Anschwellens und Verklingens. Schafer spricht in diesem Zusammenhang von flach verlaufenden Schall- oder Wanderwellen. Anstelle der Kirchenglocken, die bisher den Rhythmus des Lebens bestimmt hatten, gaben nunmehr Dampfpfeifen und Sirenen den Takt an. Die anhaltenden, abrupt beginnenden und endenden Laute, von der Industriellen Revolution eingeführt und der Elektrotechnik ausgeweitet, verkörpert im Rhythmus der Dampfmaschinen wie im Brummen der Motoren, gerieten zum dauerhaften Grundton der Zivilisation. Neue Modalitäten der Aufmerksamkeit bildeten sich heraus, die gesamte auditive Kultur begann sich zu wandeln.

Zentrum und Brennpunkt dieser Auseinandersetzung waren die rapide anwachsenden Städte, die sich – materiell wie akustisch – immer weiter in ihr Umland ausdehnten. Die Intensivierung des Verkehrs, die generelle Vervielfachung und Verdichtung der Aktivitäten im öffentlichen Raum verstärkten den akustischen Gegensatz zwischen Stadt und Land. Waren in den ländlichen Gebieten die einzelnen Geräusche noch relativ deutlich zu unterscheiden, so entstand in den Städten ein typischer „Großstadtwirbel“ (Felix Salten), eine dichte, undurchdringliche Lautkulisse aus sich ständig überlagernden Einzelgeräuschen. Der renommierte deutsche Musikkritiker Richard Batka sprach 1908 treffend von einem fortwährenden „Tohuwabohu“, das sich überall auf den Straßen bemerkbar mache: „Stelle dich einmal gegen Mittag an eine belebte Straßenkreuzung der Großstadt: da poltert, kollert, knarrt, läutet, pfeift, schreit, tollt es oft durcheinander, daß man den Lärm als körperlichen Schmerz empfindet. Und weil sich jeder einzelne über die andern zu Gehör bringen will, lizitieren einander die Krawallmacher immer mehr in ein Tohuwabohu hinauf, ohne doch ihren eigentlichen Zweck zu erreichen.“ (Batka 1908:47)

Die „Brandung der Großstadt“

Die Opulenz und Vielfalt der Großstadt ließ sich immer schwerer mit den Sinnen fassen. Ihre bislang möglichst vollständige topografische Beschreibung wurde, wie Susanne Hauser in ihrer Wahrnehmungsgeschichte der Stadt ausführt, abgelöst von einer „kompetenten Selektion“, einer Schilderung subjektiv ausgewählter Eindrücke und Szenerien, wie sie erstmals der französische Schriftsteller Louis Sébastien Mercier in seinem berühmten zwölfbändigen Monumentalwerk „Tableau de Paris“ (1782–1788) vorlegte (Hauser 1990:95ff).

Nach diesem Vorbild erschien 1842–1844 auch das Sammelwerk „Wien und die Wiener“, in dem acht Autoren die Stadt und ihre Bewohner in insgesamt 30 Beiträgen aus unterschiedlichster Perspektive beschrieben. Zur Einführung schilderte Adalbert Stifter, Initiator und Hauptautor des Projekts, den Lesern seine Eindrücke vom Turm der St. Stephanskirche herab, denn nur mehr aus der Distanz, von einem Turm oder Berg aus, war die Totalität der Stadt einigermaßen fassbar, ihre Physiognomie somit erkenn- und darstellbar. Angesichts der sich ins schier Unendliche ausdehnenden Masse an Häusern sprach Stifter euphorisch vom „Häusermeer“, das sich zu seinen Füßen erstrecke, und von der „Riesenscheibe, die da wogt und wallt und kocht und sprüht und sich ewig rührt in allen ihren Teilen“ (Stifter 1986:11).

Mit dem Bild vom „Häusermeer“ war eine zentrale Metapher für die neue, panoramatische Wahrnehmung der Großstadt gefunden, in

der sich die Erfahrung der Entgrenzung des Raumes ebenso ausdrückt wie das Aufgehen individueller Befindlichkeit in einer homogenen, amorphen Masse. Der Einzelne erschien in der Großstadt, so empfanden es viele, nur mehr wie ein „Tropfen im Ozean", fortgerissen vom Strom der Massen. Er wurde von der ausufernden urbanen Umwelt beherrscht und überwältigt, hatte sich ihr mehr oder weniger angstvoll zu ergeben.

Die optische Nivellierung der Wahrnehmung und ihre Bezugnahme zur Metapher des Meeres und des Ozeans fand auch auf der akustischen Ebene ihre Entsprechung. Die Bezeichnung von der „Brandung der Großstadt" tauchte auf, von einem deutlich vernehmbaren „Brausen" und „Rauschen", das den Eindruck einer andauernden, diffusen, scheinbar unaufhaltsam hin und her wogenden Geräuschkulisse vermittelte.

Schon Adalbert Stifter hatte „ein einziges dichtes, dumpfes, fortgehendes Brausen" registriert, das tagsüber unausgesetzt durch ganz Wien gehe. Über das Aufgehen des Einzelnen in der Lautheit der Massen, den auch in akustischer Hinsicht zu bemerkenden Verlust der individuellen Souveränität, meinte er von seinem die Stadt überragenden Horchposten aus: „Sie alle, die du unten so winzig wandeln siehst, sie reden, grüßen sich, es schallt das Pflaster unter ihrem Fußtritte, aber wir hören es nicht, es ist stumm unter dem allgemeinen Brausen, wie wenn die dunkle Herde der Grundeln in der Tiefe des Wassers, das ober ihnen wallt, ein und aus durch die Gassen und Tore ihrer großen, feuchten steinernen Stadt schlüpfet." (Stifter 1986:17, 35)

Der akustische Eindruck des Maritimen gewann mit der voranschreitenden Großstadtwerdung weiter an Plastizität. So berichtete der Berliner Dichter und Journalist Julius Rodenberg anlässlich seines Besuches der Wiener Weltausstellung im Jahre 1873: „Dumpf, aus

Abb.1: Das „Häusermeer" von Wien, 1873.
Quelle: Historisches Museum der Stadt Wien

weiter Ferne, vernimmt man das Rauschen und Brausen des Wiener Lebens wie einen Ocean." (Rodenberg 1875:112) Und ganz ähnlich erhoben später noch unzählige andere Wienkenner das „Getöse" zum akustischen Charakteristikum der Stadt. Erst an den Rändern, dort, wo – wie Peter Altenberg formulierte – „das Häusermeer abfließt" (Altenberg 1988:210), verebbte das Brausen und Tosen allmählich. Hier fanden sich bisweilen noch kleine Oasen, in die, so Vincenz Chiavacci, „kein Laut von der Brandung der Großstadt" eindrang (Chiavacci 1973:39).

Eine steinerne Stadtlandschaft war entstanden, mit zum Zentrum hin immer tiefer werdenden Straßenschluchten und einer eigenen Raumakustik, bei der sich die Schallimpulse von den Begrenzungswänden der Straßenräume vielfach brachen und reflektierten. So war neben dem Direktschall stets auch ein diffuses Schallfeld wahrnehmbar, dessen Intensität nach oben hin zunahm, ehe es über die Stadtoberkante entwich. Ein relativ hoher Grundgeräuschpegel und ein Verlust an akustischer Orientierung waren die Folgen – beides Wahrnehmungen, die bereits von den Zeitgenossen des 19. Jahrhunderts gemacht wurden und die belegen, dass in der Bevölkerung schon bald Erklärungen für die veränderte Akustik in der Großstadt gesucht wurden. So sprach etwa der Publizist August Silberstein in seiner 1873 veröffentlichten Beschreibung von Wien davon, dass die hohen Häuser der Stadt den Schall „zusammenhalten und verstärken" (Silberstein 1873:55); seine Kollegin, die weit gereiste Schriftstellerin und Journalistin Emmy von Dincklage, entwarf einige Jahre später das treffende Bild vom schwer entrinnbaren Gefängnis, das mehr oder weniger jede Stadt in akustischer Hinsicht darstelle: „Die wild erregten Luftwellen toben und branden gegen die Hausmauern, jagen vor- und rückwärts, einen Ausweg suchend, wie die Gewässer in einem Canal und erlauben niemandem, ihnen zu entgehen, der nicht etwa in einem Luftballon in stillere Regionen aufsteigt." (zit. nach Saul 1996:154)

Wie der Literaturhistoriker Heinz Brüggemann gezeigt hat, wirkte die alle Sinne überwältigende Metropole, ob um 1800 London und Paris oder um 1900 Berlin und Wien, stets wie ein Schock, der – auch literarisch – erst einmal bewältigt werden musste. Es war eine völlig neue Erfahrung des Einzelnen mit der Masse, eine Erfahrung der Aufhebung der Grenzen der Person, des Körpers gegenüber dem vielstimmigen, vielarmigen Wesen großstädtischer Menge, eine Erfahrung der Anonymität und des Verlusts

eigenmächtiger Zeit- und Handlungsperspektiven (Brüggemann 1985). Diese neue Wirklichkeit bedrängte und beanspruchte die Ohren, die mit den neuen Verhältnissen ungefiltert und unabwendbar konfrontiert wurden, in besonderem Maße. Vor allem für vom Lande Zugewanderte, die die Laute des Dorfes oder der Kleinstadt noch im Ohr hatten, war die neue Umgebung mehr als gewöhnungsbedürftig. Auch für den Mitte der 80er-Jahre als Wandergeselle nach Wien kommenden Ferdinand Hanusch stellte „das große Häusermeer, aus dem der Großstadtlärm dumpf herüberdrang", eine dramatische Erfahrung dar, die ihm „Schrecken und Entsetzen" einflößte:

„Nun war ich in diesem großen Ameisenhaufen selbst eine Ameise […] Die großen Häuser, die großen Auslagen, die vielen Menschen, die an mir vorübereilten ohne sich um mich zu kümmern, die dahinrasenden Fiaker und die auf dem Pflaster polternden Omnibusse, die Pferdetramway mit ihrem Geklingel und die schimpfenden Fuhrwerkleute, alles das erzeugt einen solchen Lärm, den der Großstädter wohl gewöhnt, der aber auf den zum erstenmale in eine Großstadt Kommenden so niederdrückend wirkt, daß er den letzten Rest von Muth verliert, weil es ihm unmöglich scheint, sich in diesem Leben und Treiben zurechtzufinden." (zit. nach Maderthaner/Musner 1999:46)

Verunsicherung und Orientierungslosigkeit, aber auch Staunen und Bewunderung prägten die Auseinandersetzung mit einer Lautsphäre, deren Dichte und Intensität man bisher nur aus dem Bereich der Natur, der wogenden, überschäumenden Gewalt der Elemente, gekannt hatte.

Der Kampf gegen den Lärm

Es war vor allem die rasant wachsende Zahl unterschiedlichster Verkehrsteilnehmer – von den Fußgängern und Fuhrwerken, den Einspännern, Fiakern und Omnibussen über die Pferde-, Dampf- und Elektrotramways bis hin zu den Radfahrern, Motorrädern und Automobilen –, die die Straße der Großstadt zum paradigmatischen Schau- und Hör-Platz der Moderne machte. Wenngleich die Stadt von jeher ein Hort der Hektik und Betriebsamkeit, der lauten Menschenansammlungen und ständig wiederkehrenden Verkehrsgeräusche war, so erlangte der Lärm doch im ausgehenden 19. Jahrhundert eine neue Dimension und Qualität, die ihn zum Signum der Zeit werden ließ.

Immer entschiedener wurde auf die gesundheitlichen Folgen des Lärms aufmerksam gemacht. Medizinische Fachblätter und führende Tageszeitungen brachten ausführliche Berichte über die neuen akustischen Verhältnisse in den Großstädten. Ärzte und Psychiater sahen sich mit den Auswirkungen der Lärmüberflutung ebenso konfrontiert wie städtische Gesundheitsbeamte und Hygieneinspektoren, die eine deutliche Zunahme an diesbezüglichen Beschwerden registrierten. Ingenieure, Architekten und Städtebauer suchten nach Möglichkeiten der Lärmreduktion, bei Vorträgen und Tagungen über Hygiene und Gesundheitspflege wurde der Lärm bzw. dessen Vermeidung zum wichtigen Thema.

In der Hierarchie der städtischen Umweltbelastungen nahm der Lärm hinter den (unangefochten an der Spitze stehenden) Gerüchen schon bald den zweiten Platz ein (Massard-Guilbaud 2001:67ff). Dabei stellte er charakteristischerweise eine Querschnittsmaterie dar, die sich in allen Lebensbereichen manifestierte: vom Wohnalltag über den Straßenlärm bis hin zur Arbeitswelt. „Kein Zeitalter seit Erschaffung der Welt hat soviel und so ungeheuerlichen Lärm gemacht wie das unsrige", empörte sich 1879 die bereits erwähnte Emmy von Dincklage (zit. nach Saul 1996:154).

In Europa wie in Amerika entstanden gesellschaftliche Bewegungen, die sich dem Kampf gegen den Lärm verschrieben (vgl. Smilor 1980; Baron 1982). In Deutschland veröffentlichte der Publizist und Kulturphilosoph Theodor Lessing 1908 ein Buch mit dem provokanten Titel „Der Lärm. Eine Kampfschrift gegen die Geräusche unseres Lebens", und noch im selben Jahr gründete er in Hannover einen „Antilärmverein". Die zunehmende Lärmbelästigung war für Lessing eine Degenerationserscheinung unserer Kultur, ein Narkotikum, mit dem der moderne Mensch sich zu betäuben und die Nichtigkeit seiner eigenen Existenz zu verdrängen suche. Besonders betroffen davon seien die geistigen Arbeiter in den Lärmhöllen der Großstädte, den Zentren des Kulturlebens, weshalb der Kampf gegen Lärm stets „ein Kampf des Geistigen gegen die Verpöbelung des Lebens" sei (Lessing 1908:3ff).

Mit der Vereinszeitschrift „Der Antirüpel. Das Recht auf Stille" erhielten Lärmgeplagte eine mediale Plattform, die ihre Beschwerden veröffentlichte und ausführlich über mögliche rechtliche Schritte informierte. Zudem bot der Verein bei Eingaben an amtliche Stellen seine Unterstützung an, Beschwerdekarten mit der Aufschrift „Ruhe ist vornehm" wurden verbreitet, „Blaue Listen" erstellt, die auf ruhige Unterkünfte hinwiesen, sowie „Schwarze Listen", die unverbesserliche Lärmsünder anprangerten.

Lessing selbst entfaltete in zahlreichen Zeitungsartikeln und Vortragsreisen eine breite Agitationstätigkeit. In mehreren in- und ausländischen Städten konnte er Sympathisanten für seinen Kampf gewinnen. Eigene Ortsgruppen entstanden, auch in Wien, wo der Kunsthistoriker Dr. Robert Stiassny als Vorstand fungierte, zeitweise unterstützt vom Bezirksrichter Dr. Eduard Ritter von Liszt und dem Schriftsteller und späteren Friedensnobelpreisträger Alfred Hermann Fried. Prominentestes Mitglied war hier wohl der bekanntermaßen hypersensible Hugo

von Hofmannsthal, der derart lärmempfindlich war, dass er während seiner Arbeitszeit eigene „Ruhebestimmungen“ einführte und sich sogar in seinem Sommerfrischenhaus in Altaussee Doppeltüren einbauen ließ. In einem Brief schrieb er an Lessing: „Ihren Feldzug halte ich für notwendig und nützlich im höchsten Grade. Ich leide aufs Peinlichste unter Geräuschen und in einer Weise, die meine Arbeit oft gefährdet.“ (zit. nach Birkefeld/Jung 1994:52)

Die in Wien an den „Antilärmverein“ herangetragenen Beschwerden bezogen sich, wie in den meisten Städten, in erster Linie auf den alles übertönenden Straßenlärm: das Getrappel der eisenbeschlagenen Hufe auf dem Kopfsteinpflaster, das Gerassel der Pferdegeschirre, das Poltern der Wagenräder, das Knarren und Quietschen der Kutschen, das Peitschengeknalle der Fiaker, das Wimmergeheul der Elektrischen, das Klingeln der Fahrräder, das Geschrei der Warenausrufer, das Geknatter und Gehupe der Automobile. ... Daneben werden aber auch zahlreiche lokale Lärmbelästigungen deutlich. So beklagten sich Bürger der Josefsstadt über das Spielen von Phonographen bei offenem Fenster, in der Währinger Straße beschwerte man sich über das Orchester eines Kinematographentheaters, in der Rotenturmstraße über den Lärm grölender Studenten; Grinzing galt manchen überhaupt nur mehr als „Stätte eines kaum noch menschlich zu nennenden Gelärmes und Gebrülles“; ganz abgesehen vom allerorts vernehmbaren Geklimper des zu einem Modeinstrument gewordenen Klaviers, das sich, wie man meinte, in der Musikstadt Wien geradezu seuchenartig ausbreite.

Doch trotz der vielen Sympathiekundgebungen und der hohen medialen Resonanz, die der Verein in kurzer Zeit erlangt hatte, musste er in Österreich wie in Deutschland bereits 1911 seine Tätigkeit einstellen. Notorische Geldnot und die zu geringe Anzahl an aktiven Mitgliedern waren die unmittelbaren Gründe dafür. Mobilisiert werden konnte in Wahrheit nur eine Minderheit, in erster Linie bürgerlich-liberale Schichten, Schriftsteller, Künstler, Intellektuelle (vgl. Lentz 1994). Eine Verankerung in der Arbeiterschaft war so gut wie nirgends gelungen, obwohl gerade sie in ihrem Fabriksalltag de facto weitaus größeren Lärmbelästigungen ausgesetzt war. Zu unterschiedlich waren hier jedoch – gezwungenermaßen – die Hörgewohnheiten und damit Toleranzschwellen, aber auch die konkreten Handlungsspielräume für den Einzelnen. Der ganze Bereich der Ökonomie war zudem auf symbolischer Ebene erfüllt von der beinahe uneingeschränkt positiven Konnotation des Lärms mit Kraft und Stärke, Fortschritt und Modernität – ein Umstand, gegen den nur schwer anzukommen war.

Dennoch blieb die Auseinandersetzung mit dem Lärm zentraler Bestandteil des zeitgenössischen Großstadtdiskurses, in dem sich Momente der Kultur- und Zivilisationskritik ebenso trafen wie jene des Klassenkampfes und der vielfach empfundenen Überreizung der Sinne. Letzteres fand nicht zuletzt in der Entdeckung der Nervosität und Identifizierung der „Neurasthenie“ als, wie man meinte, typische Krankheit des modernen Stadtmenschen ihren Ausdruck. Eine urbane Wahrnehmungskultur bildete sich heraus, in der „Ruhe“ zur sprichwörtlich ersten Bürgerpflicht erhoben wurde.

Überlaute Signalgeräusche wie das nervende Peitschenknallen, das

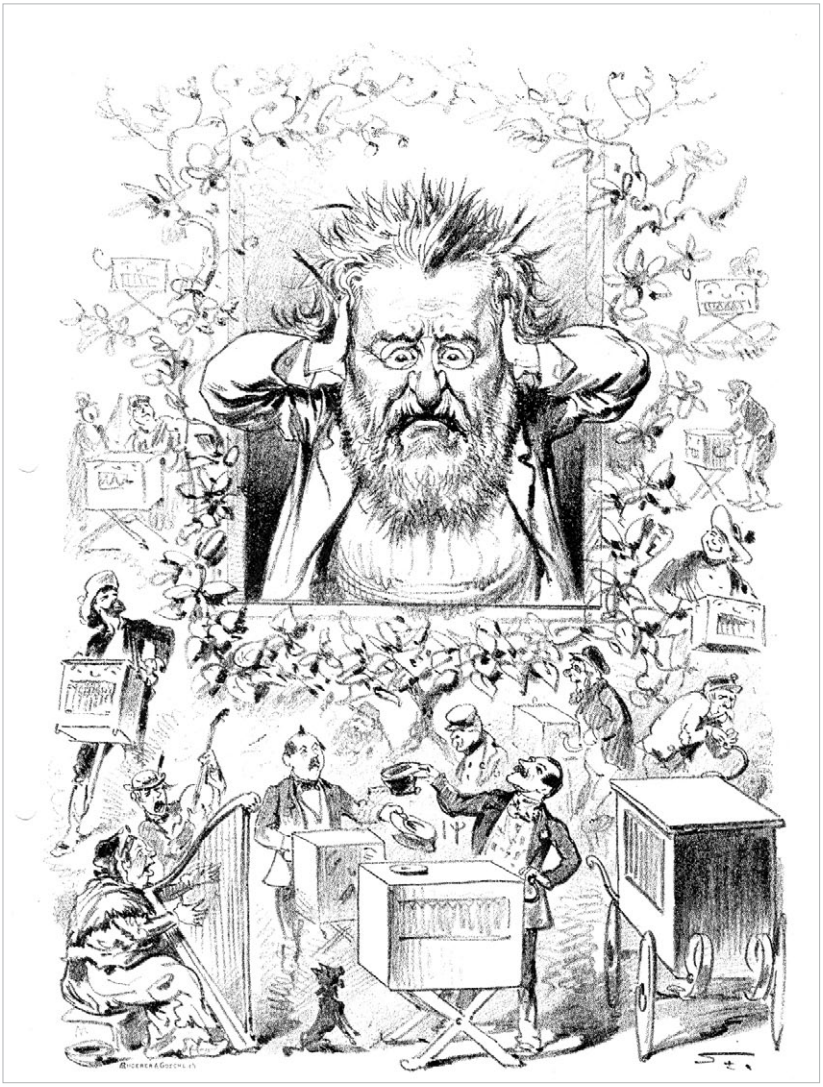


Abb. 2: Werkelmannplage in Wien, Karikatur 1877
Quelle: Wiener Luft. Beiblatt zum Figaro. Nr. 29/1877, o.S.

Schreien, Klingeln, Musizieren und Hupen wurden sukzessive eingeschränkt und schließlich verboten, das Verhalten im öffentlichen Raum generell reglementiert und diszipliniert, bis sich schließlich weite Bereiche der Stadt gleichermaßen akustisch wie sozial gewandelt präsentierten. Eine Vorgehensweise, die u.a. zum fast völligen Verschwinden der einst unzähligen Straßenhändler und -musiker führte.

Als eine der wirksamsten Lärm dämpfenden Maßnahmen wurde die Befestigung des Straßenuntergrundes mit sogenanntem „geräuschlosem Pflaster" (Asphalt- bzw. Holzstöckelpflaster) anstelle des holprigen Kopfsteinpflasters vorangetrieben. Internationales Vorbild war Paris, wo um 1900 bereits 1.800.000 m² derart lärmberuhigter Verkehrsflächen existierten (zum Vergleich: Berlin 842.000 m², Wien 93.000 m²). An besonders ruhebedürftigen Orten, vor Spitälern und Schulen, streute man zur Dämpfung der Geräusche Stroh auf die Straße.

Da mit diesen und noch zahlreichen anderen Maßnahmen vor allem technischer Natur der Straßenlärm bestenfalls verringert, keinesfalls aber völlig vermieden werden konnte, wurden daneben auch individuelle Schutzstrategien ersonnen. Seit 1885 gab es das „Antiphon" auf dem Markt, eine kleine Hartgummikugel mit Metallbügel, die sich jedoch – wenngleich relativ effizient – in der Handhabung als äußerst unpraktisch erwies. Der entscheidende Durchbruch gelang erst dem Berliner Apotheker Maximilian Negwer, der 1907 das „Ohropax" erfand. Die geschmeidigen und anpassungsfähigen Wachs-Watte-Kügelchen entpuppten sich als geniales Produkt, das schon bald mit größtem Erfolg weltweit vertrieben wurde.

Crescendo

Mit der Ausbreitung des Lärms hatte sich auch die Lautstärke sukzessive erhöht. Dies lässt sich in der Stadt anhand jener Signaltöne nachvollziehen, die eingesetzt wurden, um vor Gefahren zu warnen. So wurde etwa in Wien der Ausbruch eines Brandes seit dem 16. Jahrhundert durch einen Wächter im Stephansturm kundgetan, der aus voller Kehle – verstärkt durch ein Sprachrohr – „Feuer!" brüllte. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts hob sich dieses Signal allerdings nicht mehr deutlich genug ab vom übrigen akustischen Milieu im Herzen der Stadt, sodass man es schließlich 1855 abschaffte und – natürlich auch aus Gründen der schnelleren Nachrichtenübermittlung – eine direkte telegraphische Verbindung von der Türmerstube zur Zentral-Löschanstalt Am Hof einrichtete. Auch die Einsatzfahrzeuge mussten sukzessive ihre Signalstärken erhöhen. Die bislang üblichen Trompeten- und Glockensignale wurden allmählich vom jaulenden Klang der Sirene abgelöst.

In der überlieferten bürgerlichen Wahrnehmung tauchten ab Mitte des 19. Jahrhunderts Klagen über das Anwachsen der Lautstärke in den Städten auf. So beschwerte sich der führende deutsche Kulturhistoriker und Begründer der deutschen Volkskunde Wilhelm Heinrich Riehl, dass die Choräle der Turmbläser, die in vielen protestantischen Gegenden Deutschlands bislang dreimal am Tag ertönten, in der Lärmkulisse der Großstädte schon längst ihre Berechtigung verloren hätten: „In den lärmenden großen Städten verliert das Blasen vom Thurme freilich seinen Sinn", monierte er und sah darin auch einen Rückschlag für die musikalische Erziehung des Volkes (Riehl 1859:337). Diese Tendenz sollte sich in der Folge noch weiter verstärken. G. Pinkenburg, Stadtbaumeister von Berlin, konstatierte zur Jahrhundertwende, dass man im Getöse der Hauptverkehrsstraßen oft nicht einmal mehr sein eigenes Wort verstünde (Pinkenburg 1903:6); in London erhoben sich Klagen, dass der Verkehrslärm die Dinnerkonversation verunmögliche; Ohrenärzte beschwerten sich vielfach darüber, dass es in ihren Praxen mittlerweile viel zu laut sei, um ordentliche Untersuchungen durchführen zu können; und auch für die Physiologen war es zunehmend schwieriger, eine geeignete „camera silenta" für ihre Hörversuche zu finden.

Die zwangsweise Gewöhnung an immer intensivere akustische Reize ließ auch die Schallintensität der Musik ansteigen. Der Wiener Musiksoziologe Kurt Blaukopf, der als einer der Ersten die Wechselwirkungen zwischen akustischem Milieu und Musikproduktion untersuchte, weist auf den Wandel der musikalischen Hörgewohnheiten hin, der sich u.a. in der technischen Weiterentwicklung der Instrumente widerspiegelt. War etwa das Klavier noch zur Zeit Mozarts ein leicht transportabler Kasten mit zarten Tönen gewesen, stellte sich das moderne Pianoforte hundert Jahre später als gewichtiges Instrument mit bedeutend vergrößertem Klangvolumen dar. Die Steigerung der Lautstärke ermöglichte auch eine neue Dynamik. Während bis ins 18. Jahrhundert hinein die sogenannte Terrassendynamik, d.h. eine ruckweise Veränderung der Lautstärke, vorherrschte, bürgerte sich nun ein kontinuierliches An- und Abschwellen der Lautstärke (Crescendo und Decrescendo) ein. Die Erweiterung und Verfeinerung des instrumentalen Apparates (Ventilhörner, Ventiltrompeten, Schlagzeug, Celesta, Glocken etc.) und die damit möglichen vielfältigen Instrumentalkombinationen prägten wesentlich das zeitgenössische Klangideal, das sich für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts als noch deutlich leiser rekonstruieren lässt (Blaukopf 1956:45ff).

Dies hatte bereits Richard Strauß empfunden, der anlässlich einer von ihm dirigierten Aufführung von Beethovens Fünfter Symphonie im Jahre 1908 meinte: „Ich bringe in Beethoven eben den Schmiß hinein und fühle seine Größe, seine Wucht und sein Temperament. Ich sehe da-

bei weniger auf die Schönheit des Tons im Orchester als darauf, daß der Feuergeist Beethovens zu Worte kommt. Was wir jetzt von ihm hören, ist Zuckerwasser. Freilich muß ich immer schwitzen, um das herauszukriegen. Denn die Instrumentation Beethovens entspricht nicht der Größe seiner Intentionen, wenigstens nicht für die heutige Zeit, wo die Ohren durch mein Orchester so verdorben sind." (zit. nach Blaukopf 1956:51)

Auch für den erwähnten Wilhelm Heinrich Riehl, selbst ein eifriger Musiker, waren die sich drastisch wandelnden Hörgewohnheiten mehr als frappierend. Er registrierte „ungeheure Gegensätze des musikalischen Ohres binnen eines Jahrhunderts". Die Lieblingsklangfarbe des 18. verhalte sich zu der des 19. Jahrhunderts „wie matt angelaufenes Gold zu glänzend polirtem". Dasselbe Orchestertutti, welches vor 70 Jahren noch überwältigend großartig klang, klinge jetzt einfach nur kräftig, weshalb man „zur Aufhellung unseres auf diesem Punkt verdunkelten Ohres" die Streichinstrumente oft doppelt besetzen müsse, um dieselbe Wirkung wie früher mit einfacher Besetzung zu erzielen. Der in seinen Anschauungen ausgesprochen konservative Riehl, der auch über seine musikalischen Beurteilungen hinaus zu einer Romantisierung vorindustrieller Lebenszusammenhänge neigte, sah bzw. hörte diese Entwicklung mit Wehmut, empfand sie als unwiederbringlichen Verlust. Er konstatierte ein früher weit ausgeprägteres Sensorium für feine Nuancen und rhythmische Subtilitäten, während für das „überreizte moderne Ohr" vieles flach, farblos und leer klinge. Die Musik, so Riehl, die man heutzutage der Jugend „mit dem rhythmischen Dreschflegel in die Ohren paukt" und die „grellen und unvorbereiteten Dissonanzen, die wir jetzt häufig für sehr wirkungsreich halten", hätten vor hundert Jahren noch als „ohrenzerreißend" gegolten (Riehl 1859:82ff).

Auf völlig entgegengesetzte Weise sollte übrigens später die künstlerische Avantgarde auf die veränderten akustischen Intensitäten reagieren, allen voran die italienischen Futuristen. In seinem berühmten, 1913 veröffentlichten Manifest „L'arte dei rumori" (Die Kunst der Geräusche) feierte Luigi Russolo den Lärm der Stadt, das Brummen und Dröhnen der Maschinen, die gellenden Schreie der Menschen und Tiere, als bahnbrechend neue musikalisch-ästhetische Qualitäten.

Zur Phänomenologie des Lärms

„Unerwünschtes und unnützes Geräusch", „unangenehmes Geräusch", „überflüssiges Geräusch", „lauter Gestank", „akustischer Schmutz": Mit diesen Worten um- und beschrieb man Lärm zur vorvorigen Jahrhundertwende. Als psychologisches Phänomen, geformt von sozialen und kulturellen Kräften, erfuhr der Lärm in der westlichen Kultur eine spezifische Ausprägung, eine enge Konnotation – so der kanadische Kulturwissenschaftler Peter Bailey – mit Unordnung und Unsinn (Bailey 1996). In Anlehnung an Mary Douglas' Definition von Schmutz als „Materie am falschen Platz" (Douglas 1985) bezeichnet Bailey Lärm treffend als „Geräusch am falschen Platz", wobei sich aus sozialer Perspektive drei Typen von Lärm unterscheiden lassen: Lärm als Ausdruck von Fröhlichkeit und Belustigung, Lärm als Ausdruck von Verwirrung und Verlegenheit sowie Lärm als Ausdruck von Schrecken und Bedrohung. Der letztgenannte – zentrale – Aspekt manifestiert sich paradigmatisch in der Kriegsführung (wo Schlachtgeschrei, Trommelwirbel oder laute Musik seit jeher als strategisches Mittel eingesetzt werden), in populären Protestformen (von der sogenannten „Katzenmusik" bis hin zum „Krawall" und zur skandierenden Menge von Demonstranten) wie auch in traditionellen Riten der Angstabwehr (worin etwa diverse Fastnachtsbräuche, das Abbrennen von Feuerwerken und Böllern zu Silvester oder vermutlich auch das Zerschlagen von Geschirr am Polterabend ihren Ursprung haben).

Das Gemeinsame all dieser sozialen Konfigurationen ist ihr Moment der Irritation, das Überschrei-

Abb. 3: Lärm als Form des Protests, Karikatur von William Hogarth, 1741
Quelle: Hogarth, William (1831): Hogarth Moralized. London: J. Major: 138.

ten einer gewohnten Grenze, die Infragestellung einer bestehenden Ordnung. Lärm, so lässt sich generalisierend feststellen, verweist also stets auf etwas „Außer-Ordentliches“. Dabei meint Lärm nicht einfach nur die totale Negierung von Sinn und Bedeutung. Er verweist vielmehr auf die Möglichkeit der Generierung neuer Bedeutungen und Sinnzusammenhänge.

Die Macht des Lärms zeigt sich auch in dem von Murray R. Schafer beschriebenen Phänomen des „Heiligen Lärms“. Besonders laute, Furcht und Respekt einflößende Geräusche wurden in vielen Gesellschaften als „Stimme“ einer göttlichen Instanz verstanden. Dazu gehörten Naturlaute wie Donner, mit dessen Kraft oberste Gottheiten wie Zeus und Thor ausgestattet waren, Vulkanausbrüche und Sturmgeräusche, aber auch die lärmende Inbrunst bei religiösen Gesängen und Tänzen oder das Läuten der Kirchenglocken und der dröhnende Klang des Orgelspiels. Der „Heilige Lärm“ stellte ein gesellschaftliches Tabu dar, war von jeder Kritik ausgenommen, wodurch der ihn produzierenden Gemeinschaft die Autorität zukam, ihn ohne Zensur auszuüben (Schafer 1988:70ff). Schafer vertritt in diesem Zusammenhang die These, dass die Macht des „Heiligen Lärms“ mit der Industriellen Revolution von der spirituellen auf die profane Welt überging, von den Göttern und Priestern gewissermaßen auf die Industriellen und ihre Maschinen, die nun ihrerseits unzensiert Lärm produzieren durften, worin auch ein wesentlicher Grund für das lange Zeit unbeachtet gebliebene Problem des Industrielärms zu sehen sei – eine wohl allzu simplifizierende Analogie, die andere wichtige Faktoren ausblendet, u.a. die Tatsache, dass – wie noch gezeigt wird – Lärm erst relativ spät mit technischen Mitteln messbar und damit objektiv überprüfbar wurde.

Unbestritten ist jedoch, dass es in unseren kulturellen Deutungsmustern auch wichtige positive Assoziationen mit lauten Geräuschen gibt, wie Stärke, Aktivität, Kontrolle oder Männlichkeit. Diese heben sich dann auch deutlich von jenen des akustischen Gegenbildes – der Stille – ab, die traditionellerweise eher als Ausdruck von Respekt, Passivität, Weisheit und Weiblichkeit gilt. Die niederländische Technikhistorikerin Karin Bijsterveld fasst das vielschichtige symbolische Bedeutungsfeld der Klänge und Geräusche, das bei der gesellschaftlichen Auseinandersetzung mit Lärm stets wirkungsmächtig mitschwingt, folgendermaßen zusammen:

„Das Grundmuster dieser Symbolik besteht darin, dass, wie Anthropologen und Historiker gezeigt haben, laute Geräusche im Falle einer positiven Bewertung mit Eigenschaften versehen wurden wie Macht, Stärke, Fortschritt, Wohlstand, Energie, Dynamik, Männlichkeit und Kontrolle. Doch die gleichen Geräusche wurden, wenn sie unerwünscht waren und man sie somit als ‚Lärm‘ bezeichnete, als absichtliche Störung der sozialen Ordnung angesehen, verursacht oft von jenen, die in der Hierarchie tiefer standen. […] Das Recht, Lärm zu machen, war lange Zeit das Privileg der Mächtigen, während Menschen von niedrigerem Rang (Frauen, Kinder, Diener) zur Ruhe angehalten wurden oder unter Verdacht standen, die soziale Ordnung absichtlich durch Lärm zu stören. […] Lärm verwies auf Konflikt und Komplexität, Rohheit, Wildheit, Primitivität, Irrationalität, abschreckendes Benehmen und Rache. […] Lärm bedeutete Chaos, Stille bedeutete Ordnung.“ (Bijsterveld 2001:44,60f; Übersetzung PP)

Diese tief verwurzelten kulturellen Zuschreibungen und Hierarchien spiegelt auch die Etymologie des Wortes Lärm wider: Das seit frühneuhochdeutscher Zeit als „lerman“ oder „larman“ bezeugte Substantiv leitet sich von „Alarm“ ab, das seinerseits auf das italienische „allarme“ zurückgeht, entstanden durch Zusammenziehung aus dem Ruf „all‘arme!“, d.h. „zu den Waffen!“ (lat. arma=Waffe). Lärm war somit zunächst ein Ausdruck aus dem militärischen Bereich, wo sich auch weitere zusammengesetzte, heute allerdings nicht mehr gebräuchliche Ausdrücke herausbildeten: „Lärmplatz“ (Ort, an dem die Soldaten unter Waffen treten), „Lärmbläser“ und „Lärmschläger“ (Trompeter bzw. Tambour, der den Aufruf zum Sammeln gibt), andere „Lärmzeichen“ wie „Lärmschuss“, „Lärmfeuer“, „Lärmglocke“ etc. Die zentrale appellative Funktion von Lärm und seine enge Verknüpfung mit Gefahr ging in der Folge von der militärischen auf die zivile Welt über. Hier bildete sich die allgemeinere Bedeutung „Zusammenlauf einer Menge, feindliche Zusammenrottung“ sowie später „wildes Geschrei oder Geräusch, Tosen, Getöse“ heraus. Seit dem 17. Jahrhundert findet man die Formen „der Lärm“ und „der/das Lärmen“ in den Wörterbüchern verzeichnet (Grimm 1984:202ff).

Wie dieses Derivat aus der Kriegssprache allmählich in die bürgerliche Alltagssprache übernommen wurde, sei anhand zweier Beispiele verdeutlicht. In Johann Heinrich Zedlers 1732–1754 erschienenem „Universal-Lexikon“ dominiert noch der soldatische Kontext, wobei der Aspekt der Unordnung besonders betont wird:

„Lärmen, ist die Versammlung derer Soldaten in einer Festung oder in einem Lager bey einem unvermutheten feindlichen Angrieffe. Weil bey einer solchen unvermutheten Versammlung nicht alles so ordentlich zugehet, als wenn man sich darauf mit guter Musse vorbereiten kann, so nimmt der Feind manch Mahl Gelegenheit, von dieser Unordnung Nutzen zu ziehen, und greiffet eine Armee oder Festung bey Nacht-Zeit, oder doch zu einer solchen Zeit an, da sie in vollkommener Sicherheit zu seyn vermeynen, und sich nichts weniger als eines Angrieffes versehen.“ Bisweilen gab es auch ein sogenann-

tes „blindes Lärmen“: „Die Generäle suchen ihre Soldaten manch Mahl dadurch auf die Probe zu stellen, wie sie sich in einem unvermutheten Angrieffe verhalten würden, und ob sie die gehörige Hertzhafftigkeit und Wachsamkeit dabey beweisen. Sie stellen deswegen an eine von den Wachen heimlichen Befehl, bey Nachte Feuer zu geben, und dadurch in dem Lager Lärmen zu machen, damit sie daraus wahr nehmen können, ob sie geschwinde und ordentlich zugleich in ihrer Zubereitung zu einem Treffen seyn würden.“ (Zedler 1982:201,202)

Nicht ganz hundert Jahre später definierte der deutsche Sprachforscher und Lexikograph Johann Christoph Adelung dann bereits Lärm allgemein als

„1) ein jeder lauter, beschwerlicher Schall, ingleichen aus mehrern solchen Arten des Schalles zusammen gesetztes Getöse, auch ein heftiger Zank, Streit.

2) ein mit einem verworrenen Geschreye verbundener Auf- oder Zusammenlauf mehrerer.“ (Adelung 1823:19)

„Unerwünschtheit“ bzw. „Lästigkeit“ setzten sich in der zivilen Welt als entscheidende Definitionskriterien durch. Ein stark von bürgerlichen Moral- und Wertvorstellungen geprägter Lärmbegriff entstand, der nicht zuletzt der Identitätsstiftung und Abgrenzung, insbesondere unteren Bevölkerungsschichten gegenüber, diente. „Lärm ist das Geräusch der anderen“, notierte der Schriftsteller Kurt Tucholsky später einmal und brachte damit diesen zentralen Aspekt der Lärmrezeption auf den Punkt.

Als ein erster Versuch, Lärm als Gesamtes in den Griff zu bekommen, gleichsam Ordnung in die Unordnung zu bringen, kann dessen Zerlegung in Einzelphänomene, benannt nach den jeweiligen Verursachern, gewertet werden. Bereits Emmy von Dincklage unterschied 1879 den „Straßen-, Natur-, Massen- und Gewohnheitslärm“ streng vom „Hauslärm“, den sie seinerseits in „Vocal-Lärm“ und „Instrumental-Lärm“ unterteilte. Insbesondere der Straßenlärm stellte mit der zunehmenden Diversifizierung der Verkehrsmittel ein immer komplexer werdendes akustisches Gebilde dar, das es zunächst einmal analytisch zu fassen galt. Eine Ende der 1920er-Jahre in New York, der damals wohl lautesten Stadt der Welt, eingesetzte Kommission zur Lärmbekämpfung verzeichnete insgesamt acht verschiedene Quellen des Stadtlärms, denen auf unterschiedlichste Weise zu Leibe gerückt werden sollte. Heute spricht man im Allgemeinen von fünf Hauptkategorien: Verkehrslärm, Gewerbe- und Industrielärm, Nachbarschaftslärm, Freizeitlärm, Baulärm.

Lärmmessung

Die per se äußerst schwierige (und genau genommen nur näherungsweise mögliche) quantitative Erfassung des Lärms – auch dies letztlich ein Versuch seiner „Domestizierung“ – gelang erst mit der Erfindung geeigneter technischer Geräte. 1882 baute der englische Gelehrte und Naturforscher Baron Rayleigh das erste praktikable Präzisionsinstrument zur Messung der akustischen Intensität, mit dem nunmehr nachvollziehbar überprüft werden konnte, ob ein subjektiver Höreindruck eine objektive Grundlage besaß. Doch erst die Entwicklung der Telefontechnologie, die die Trennung verschiedener Frequenzen ermöglichte, und der Radioröhre, mit der man leise Signale verstärken konnte, machten es möglich, verschiedene Geräusche und damit Lärm halbwegs adäquat zu messen.

Mitte der 1920er-Jahre wurden in den USA die ersten modernen Apparate entwickelt: Zunächst das noch relativ subjektive „audiometer“, bei dem eine Testperson in einem Ohr den Umgebungsgeräuschen, im anderen einem Standardsignal lauschte, dessen Intensität man so lange variierte, bis es von den Umgebungsgeräuschen überlagert wurde. Eine weit objektivere Lärmmessung war mit einem „acousti-meter“ oder „noise-meter“ möglich. Dabei wurden die Geräusche mit einem Mikrophon aufgenommen, in ein elektrisches Signal umgewandelt, verstärkt und das Ergebnis sodann auf einer Mess-Skala angezeigt. Von 1926 bis 1930 führte man mit derartigen Geräten erstmals flächendeckende Lärmmessungen in New York, London und Chicago durch.

Als Maßeinheit diente ab 1925 „Dezibel“ (deci-Bell), benannt nach Alexander Graham Bell, dem Erfinder des Telefons und Begründer der Elektroakustik. Dabei handelt es sich um einen relativen Wert – der Schalldruck eines Schallereignisses wird verglichen mit dem Schalldruck des leisesten Schalls, den ein junger „durchschnittlicher“ Mensch bei 1.000 Hz wahrnimmt –, jedoch im Maßstab des dekadischen Logarithmus, um die große Bandbreite des menschlichen Hörvermögens mitzuberücksichtigen. Eine Steigerung um 10 Dezibel (dB) entspricht damit etwa einer Verdoppelung der Lautstärke. Die gesamte Skala reicht von 0 dB (Hörschwelle) bis 130 dB (Schmerzgrenze), wobei ein normales Gespräch ca. 60 dB erreicht, ein schwerer Lkw ca. 90 dB, ein Presslufthammer ca. 110 dB. Später wurde zusätzlich eine Frequenzbewertung eingeführt, welche die geringere Empfindlichkeit des menschlichen Ohres für leise tiefe und hohe Töne berücksichtigt, woraus der heute zumeist verwendete „A-bewertete Schalldruckpegel“ dB(A) entstand.

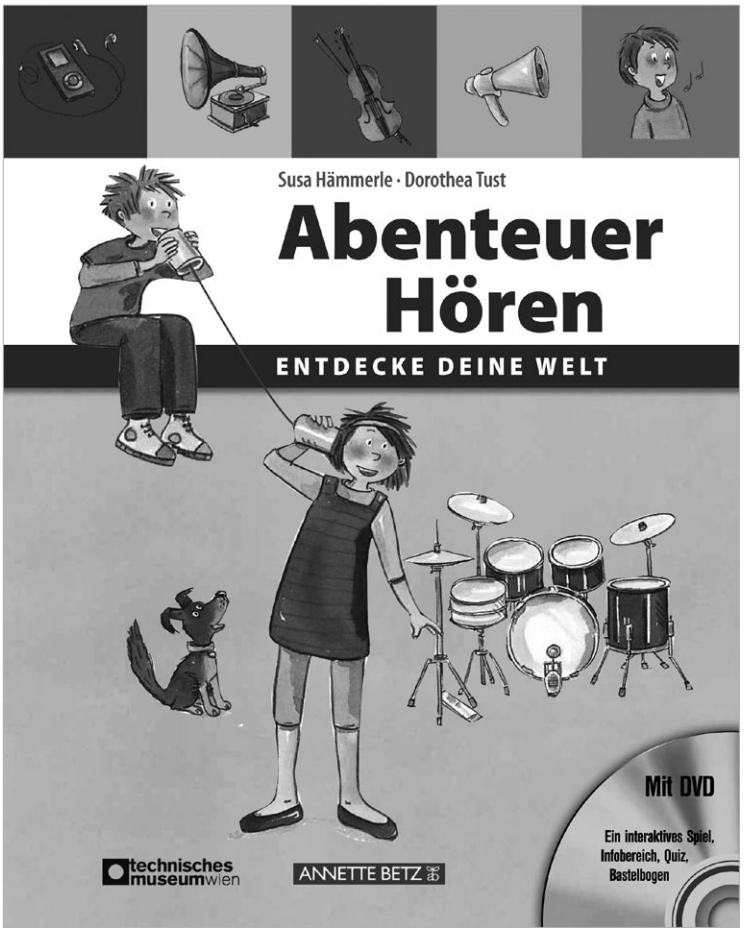
Da die neue Lärmeinheit aufgrund ihrer komplizierten Berechnung für Laien relativ schwer nachvollziehbar war – bis heute ein wesentlicher Kritikpunkt –, wurden bereits kurz nach ihrer Einführung in einigen amerikanischen Städten Informationskampagnen gestartet. In New York machten renommierte Tageszeitungen wie die „New York Times“ die Bevölkerung mit der Bedeutung von „Dezibel“ vertraut; die Kommission zur Lärmbekämpfung ver-

schickte aufklärende Fragebögen, die gemeinsam mit Hunderten Messdaten die Grundlage zur Erstellung der weltweit ersten Lärmkarten bildeten (Thompson 2002:158ff).

Einen Sonderweg beschritt Deutschland, wo man zunächst lange Zeit nicht den Schalldruck, sondern die Lautstärke, ausgedrückt in der Einheit „Phon“, zur Lärmmessung verwendete. Der Dresdner Physiker und Elektroakustiker Heinrich Barkhausen hatte 1926 einen nach amerikanischem Vorbild konstruierten „Schallmesser“ entwickelt, der später von anderen, verbesserten Geräten abgelöst wurde.

Für die Zeit bis zum Ersten Weltkrieg bleibt jedenfalls das Fehlen einer exakten Lärmmessung festzuhalten – ein Umstand, der die Beurteilung der psychischen und sozialen Auswirkungen des Lärms entscheidend mitbestimmte und auch seine kulturelle und ökonomische Bewertung prägte.

*) *Erschien erstmals in: W. Aichinger/F. X. Eder/C. Leitner (Hg.), Sinne und Erfahrung in der Geschichte. Wien u.a. 2003. Wir danken dem Autor für die Nachdruckgenehmigung.*



Wie entsteht Schall und wie schnell breitet er sich aus? Warum können manche Menschen mit den Ohren wackeln? Was ist Klangfarbe und wie funktioniert ein „Elefantentelefon“? In dem reich bebilderten Kinderbuch entdecken die Protagonisten Lotte und Lukas die aufregende Welt der Akustik. Die beiliegende DVD wurde extra dafür entwickelt. Sie führt auf interaktive Weise, mit einem spannenden Abenteuerspiel, mit zahlreichen Hörbeispielen, Filmen, einem Quiz und Bastelanleitungen in das Thema Hören ein.

Eine Kooperation des Technischen Museums Wien (Projektleitung Peter Payer) mit dem Verlag Annette Betz.

Susa Hämmerle/Dorothea Tust: Abenteuer Hören. Entdecke deine Welt
32 Seiten, mit DVD, ab 6 Jahren Verlag Annette Betz, 2012
ISBN 978-3-219-11502-4, EUR 19,95

Empfohlen von der „Stiftung Zuhören“.

LITERATUR

J. C. ADELUNG, Kleines Wörterbuch der deutschen Sprache, Bd. 2. Wien 1823.

P. ALTENBERG, Die Lebensmaschinerie. Feuilletons. Leipzig 1988.

P. BAILEY, Breaking the Sound Barrier: A Historian Listens to Noise. In: Body & Society 2/2 (1996), 49-66.

L. BARON, Noise and Degeneration: Theodor Lessing's Crusade for Quiet. In: Journal of Contemporary History 17/1 (1982), 165-178.

R. BATKA, Lärm. In: Der Kunstwart. Halbmonatsschau für Ausdruckskultur auf allen Lebensgebieten. Heft 13/1908, 46-48.

K. BIJSTERVELD, The Diabolical Symphony of the Mechanical Age: Technology and Symbolism of Sound in European and North American Noise Abatement Campaigns, 1900–40. In: Social Studies of Science 31/1(1991), 37-70.

R. BIRKEFELD/M. Jung, Die Stadt, der Lärm und das Licht. Die Veränderung des öffentlichen Raumes durch Motorisierung und Elektrifizierung. Seelze 1994.

K. BLAUKOPF, Hexenküche der Musik. Teufen b. St. Gallen/Wien 1956.

W. BÖLSCHE, Hinter der Weltstadt. Friedrichshagener Gedanken zur ästhetischen Kultur. Leipzig 1901.

H. BRÜGGEMANN, „Aber schickt keinen Poeten nach London!" Großstadt und literarische Wahrnehmung im 18. und 19. Jahrhundert. Texte und Interpretationen. Reinbek bei Hamburg 1985.

V. CHIAVACCI, Die neue Stadt. In: Geschichten aus Alt-Wien, V. CHIAVACCI (Hg.). Wien/München 1973, 37-46.

M. DOUGLAS, Reinheit und Gefährdung. Eine Studie zu Vorstellungen von Verunreinigung und Tabu. Berlin 1985.

J. & W. GRIMM, Deutsches Wörterbuch. Bd. 12. München 1984.

S. HAUSER, Der Blick auf die Stadt. Semiotische Untersuchungen zur literarischen Wahrnehmung bis 1910. Berlin 1990.

M. LENTZ, „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht." Lärm, Großstadt und Nervosität im Spiegel von Theodor Lessings „Antilärmverein". In: Medizin, Gesellschaft und Geschichte, Bd. 13/1994, 81-105.

T. LESSING, Der Lärm. Eine Kampfschrift gegen die Geräusche unseres Lebens. Wiesbaden 1908.

W. MADERTHANER/L. MUSNER, Die Anarchie der Vorstadt. Das andere Wien um 1900. Frankfurt am Main/New York 1999.

G. MASSARD-GUILBAUD, Einspruch! Stadtbürger und Umweltverschmutzung im Frankreich des 19. Jahrhunderts. In: Umweltprobleme in europäischen Städten des 19. und 20. Jahrhunderts, C. BERNHARDT (Hg.). Münster/NewYork/München/Berlin 2001, 67-85.

G. PINKENBURG, Der Lärm in den Städten und seine Verhinderung (= Handbuch der Hygiene. Theodor WEYL (Hg.). 3. Supplement-Band, 1. Lieferung). Jena 1903.

W. H. RIEHL, Culturstudien aus drei Jahrhunderten. Stuttgart 1859.

J. RODENBERG, Wiener Sommertage. Leipzig 1875.

K. SAUL, Wider die „Lärmpest". Lärmkritik und Lärmbekämpfung im Deutschen Kaiserreich. In: Macht Stadt krank? Vom Umgang mit Gesundheit und Krankheit,. D. MACHULE/O. MISCHER/A. SYWOTTEK (Hg.). Hamburg 1996, 151-192.

M. R. SCHAFER, Die Schallwelt, in der wir leben (= Rote Reihe 30). Wien 1971.

M. R. SCHAFER, Klang und Krach. Eine Kulturgeschichte des Hörens. Frankfurt am Main 1988.

A. SILBERSTEIN, Die Kaiserstadt am Donaustrand. Wien und die Wiener in Tag- und Nachtbildern. Wien 1873.

R. W. SMILOR, Toward an Environmental Perspective: The Anti-Noise Campaign, 1893–1932. In: Pollution and Reform in American Cities, 1870–1930, M. V. MELOSI (Hg.). Austin/London 1980, 135-151.

A. STIFTER, Aussicht und Betrachtungen von der Spitze des St. Stephansturmes. In: Aus dem alten Wien. Zwölf Erzählungen, A. STIFTER (Hg.). Frankfurt am Main 1986, 11-39.

A. STRINDBERG, Das rote Zimmer. Augsburg 1959.

E. THOMPSON, The Soundscape of Modernity. Architectural Acoustics and the Culture of Listening in America, 1900–1933. Massachusetts 2002.

J. H. ZEDLER, Großes vollständiges Universal-Lexikon. Bd. 16. Graz 1982.

Wolfgang Fuhrmann

Unterhaltung und Andacht

Schlaglichter auf eine Geschichte des musikalischen Hörens im bürgerlichen Zeitalter

Das Interesse an Musik ist in den Geschichts- und Sozialwissenschaften in den letzten Jahren merklich gestiegen. Vor allem die Bedeutung der Oper, aber auch des Konzerts für das Bürgertum des 18. und 19. Jahrhunderts wird derzeit auch stark außerhalb der Musikwissenschaft (oder im Dialog zwischen Geschichte und Musikwissenschaft) diskutiert (Blanning 2006, 2010; Ther et al. (Hg.) 2006ff., Hall-Witt 2007, Ziehmer 2008). Aber auch in früheren Epochen oder in der näheren Gegenwart löst die Musik im Rahmen des „acoustic turn", dem neu entfachten Interesse an Hörbarem in der Geschichte, großes Interesse aus – man denke nur an die Rolle, die das Musizieren und das Betreiben musikalischer Institutionen für die Kirche und den Adel im alten Europa spielte.

Dass mit solchen soziokulturellen Fragestellungen das Interesse weg von einer reinen Geschichte der musikalischen Kunstwerke und ihrer Komponist(inn)en rückt, liegt auf der Hand. Gewiss ist es von Bedeutung, zu wissen, was an Beethovens Dritter Symphonie, der *Eroica*, musikhistorisch betrachtet so revolutionär ist – was sich nur durch eine Untersuchung der Musik, eine musikalische Analyse, klären lässt. Aber der aus Bonn gebürtige Komponist hatte sich, damit er mit derart avantgardistischen Werken nicht einfach verlacht oder ignoriert wurde, innerhalb Wiens auch erst eine Reputation schaffen müssen, was er mit viel Geschick für Selbstinszenierung tat, wie die Soziologin Tia DeNora (1995) untersucht hat. Und auch dann blieben seine Werke angewiesen auf Aufführungsmöglichkeiten, auf Institutionen, Orchester und ein Publikum; der Komponist selbst brauchte Verleger und Mäzene. Er war eingebettet in ein soziokulturelles Netzwerk, anders wäre seine historische Leistung, an der sich wesentliche Züge des Künstlermythos des 19. Jahrhunderts anknüpften, nicht möglich, nicht realisierbar gewesen.

Damit droht die Geschichte der Musik tendenziell in den unfruchtbaren Gegensatz von musikalischem Kunstwerk hier, soziokulturellen Rahmenbedingungen dort zu zerfallen. Wo lässt sich hier die „Schnittstelle" ansetzen? Sie liegt letztlich in der musikalischen Rezeption. In ihr vereinen sich kompositorische Entscheidungen mit den Hörerwartungen des Publikums, Normen der Gattungen mit Spielräumen der Überraschungen, die Zwänge der sozialen Ordnung und die Freiräume des Ästhetischen.

Musikalisches Hören – Musikalische Rezeption

Für diese Frage der Rezeption ist neben vielen anderen Faktoren – etwa den prägenden Diskursen der Epoche, Bildungszugängen, dem Sozialstatus usw. – das musikalische Hören von entscheidender Bedeutung. Das leuchtet gewiss unmittelbar ein. Nur ist das Hören – wie jede sinnliche Wahrnehmung – dem historischen Zugriff an sich entzogen. Es ist uns immer nur über Reaktionen, meist solche sprachlicher, also diskursiver Natur, zugänglich, zuweilen auch über Bilder. Die wenigsten Hörer haben Zeugnisse über ihre Erfahrungen hinterlassen, und diese Zeugnisse können immer nur indirekte und behelfsmäßige Annäherungen post factum an die unwiederbringlich vergangene Hörerfahrung sein.

Dem an Musik interessierten Historiker hilft hier die seit dem 18. Jahrhundert florierende musikalische Kritik weiter. Die weitaus meisten Zeugnisse von Hörerfahrungen stammen aus der Feder mehr oder weniger professioneller Journalisten. Wie weit solche Fachleute freilich allgemein verbindliche oder konsensfähige Aussagen trafen, diese Frage wird mit äußerster Vorsicht zu prüfen sein. Nichtsdestoweniger handelt es sich hier um Reaktionen, die aufgrund einer hörenden Wahrnehmung zustande kam, wobei man davon ausgehen muss, dass der Rezensent die Musik vermutlich selbst gehört, wenn nicht gespielt bzw. gelesen (also innerlich gehört) hat. Auch dies lässt sich am Beispiel von Beethoven und seiner *Eroica* verdeutlichen.

Denn eine Rezension der Uraufführung in der Leipziger *Allgemeinen musikalischen Zeitung* lässt die Ratlosigkeit erkennen, mit der der Rezensent wohl nicht allein stand, sie lässt aber auch die Bewunderung für den mittlerweile gut etablierten Komponisten durchschimmern: „Eine ganz neue Sinfonie Beethovens [*im Unterschied zu seiner Zweiten, Anm. W. F.*] ist in einem ganz anderen Styl geschrieben. Diese lange, für die Ausführung äußerst schwierige Komposition, ist eigentlich eine sehr weit ausgeführte, kühne und wilde Phantasie. Es fehlt ihr gar nicht an frappanten und schönen Stellen, in denen man den energischen, talentvollen Geist des Schöpfers erkennen muss: sehr oft aber scheint sie sich ganz ins Regellose zu verlieren" (Anonym 1805:Sp. 321). Bis mindestens zur Mitte des 19. Jahrhunderts galt Beethoven dem breiten Publikum als überspannter, exzentrischer Komponist, der zumindest in seinem Spätwerk die Gren-

ze zum Wahnsinn überschritten habe – ein Urteil, dem nur wenige Köpfe wie E. T. A. Hoffmann, Robert Schumann oder der junge Richard Wagner entgegentraten. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, vor allem nach den Feiern zum 100. Geburtstag 1870, die im Zeichen des Siegs über Frankreich und im Vorfeld der Reichsgründung stattfanden, wurde Beethoven allgemein zum sakrosankten deutschen Nationalheros verklärt; aber schon 1917 äußerte sich der Komponist Ferruccio Busoni kritisch über „die durch zwanzig Jahre in Berlin eingesogene (auferzwungene) Unantastbarkeit Beethoven's, die mich einschüchterte, u. das allgemein geltende Verbot einer kritischen Prüfung gegenüber den Thaten des Meisters" (Moldenhauer 1960).

Wie der sehr flüchtige Überblick zur Geschichte der Beethoven-Rezeption gezeigt hat, schwanken die Hörerfahrungen und die damit verbundenen ästhetischen Werturteile nicht nur von Individuum zu Individuum – was ja kaum eine große Einsicht darstellt –, sondern sie machen auch sozusagen in ihrem Durchschnittswert historische Veränderungen durch. 1870 gab es in Deutschland zweifellos mehr Beethoven-Verehrer als 1815, oder zumindest war es bedeutend schwieriger geworden, in Gesellschaft zuzugeben, dass man Beethovens Musik nichts abgewinnen könne. Mit ein Grund für die Veränderung solcher kollektiven Urteile ist natürlich die Tatsache, dass die Hörer um 1870 über wesentlich andere und teilweise auch drastischere Hörerfahrungen verfügten als die von 1815; wer Berlioz' Symphonische Dichtungen oder Wagners *Tristan* gehört hatte, konnte Beethoven nicht mehr als „bisarr" und „gelehrt" empfinden. Die „Ohren" waren den HörerInnen „nachgewachsen". Vergleichbares ließe sich auch an anderen großen Komponisten von Bach und Händel bis Wagner und Brahms zeigen: Das Hören selbst hat eine Geschichte.

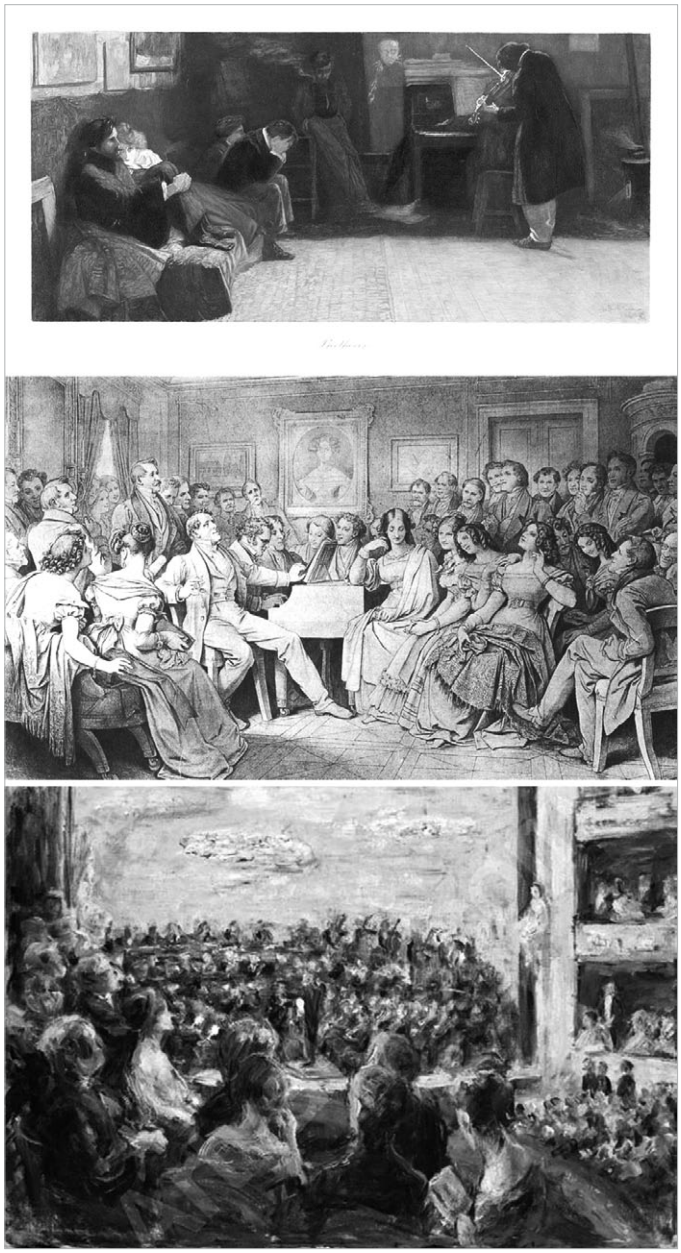


Abb.: Von der „Umgangsmusik" zur „Darbietungsmusik"
W.L. Arndt, Beethoven, 1912 (nach einem Gemälde v. L. Balestrieri um 1900). Bildquelle: http://www.loc.gov/pictures/resource/pga.03105/, 27.10.2012
Moritz v. Schwind, Schubertiade, 1868. Bildquelle: http://fr.wikipedia.org/wiki/Fichier:Moritz_von_Schwind_Schubertiade_large.jpg, 27.10.2012
Max Liebermann, Konzert in der Oper, 1921. Bildquelle: http://www.reinmein.info/uploads/pics/Liebermann_Konzert_in_der_Oper.jpg, 27.10.2012

Diese Geschichte hat in den letzten Jahrzehnten sehr viel mehr Aufmerksamkeit erfahren als zuvor. Musste James Obelkevich 1989 noch auf die (scheinbar) rhetorische Frage: „Can music really be said to exist without someone to listen to it?" die Antwort geben „Anyone reading the works of musicologists – and even of social historians of music – might be forgiven for thinking so" (Obelkevich 1989:102), so konnte Matthew Riley 15 Jahre später feststellen: „Today's musicology fastens on issues of listeners and listening, turning a once neglected field into one of its central preoccupations" (Riley 2004:1). Vonseiten der Geschichts- wie der Musikwissenschaft ist die Frage nach dem musikalischen Hören und den musikalischen Hörern – eben dem Publikum – von allen möglichen

Perspektiven und mit unterschiedlichen Untersuchungsfeldern in Angriff genommen worden (wichtige Anstöße dazu gaben Johnson 1995 und Gay 1996).

Eine solche Fragestellung war zwar im deutschsprachigen Raum nicht unbekannt. Einer der Gründerväter der Musikwissenschaft, der in Leipzig lehrende Hugo Riemann, hat eine frühe Schrift „Wie hören wir Musik?“ genannt (Riemann 1888) und sich noch in seinen letzten Publikationen mit der Frage von „Tonvorstellungen“, also dem aktiven Anteil der Hörer an der Musik, beschäftigt. War Riemanns Interesse dogmatisch – ihm ging es um ‚die' richtige, nämlich „aktive und logische“ Art des Hörens – so wurde die Frage, wie Musik gehört wird, von Heinrich Besseler (1959) historisch und von Theodor W. Adorno (1962/1990, S. 178–198) soziologisch differenziert. Dass in letzter Zeit neu zu beobachtende Interesse an diesem Thema verdankt sich jedoch in erster Linie den Anregungen aus dem angelsächsischen Raum. Dieses Interesse wird belegt durch zwei innerhalb von Jahresfrist angesetzte internationale Tagungen: *The Art of Listening*, veranstaltet vom Musikwissenschaftlichen Institut der Universität Potsdam in Zusammenarbeit mit dem Berliner Radialsystem im Juli 2012, und das Symposium „Geschichte und Gegenwart des musikalischen Hörens. Möglichkeiten und Herausforderungen für neue methodische Zugänge“, veranstaltet vom Fachbereich Historische Musikwissenschaft und Musiktheorie der Kunstuniversität Graz, die im Jänner 2013 stattfinden wird.

Die Rolle des Publikums

Das neue Interesse am musikalischen Hören sollte freilich nicht vergessen machen, dass das Hören – so seltsam es klingt – nur ein Weg ist, mit Musik umzugehen. Sicherlich spielt die aurale Wahrnehmung immer eine Rolle, und doch gibt es wenigstens zwei ebenso grundlegende Weisen musikalischen Handelns, bei denen das Hören nur Mittel, nicht Zweck der musikalischen Aufführung ist, nämlich einerseits das gemeinsame Musizieren, andererseits der Tanz. Bei beiden fehlt die Unterscheidung zwischen einer aktiven musikalischen Darbietung und einem passiv wahrnehmenden Publikum. Der bereits erwähnte Musikhistoriker Heinrich Besseler hat in diesem Sinne solche Formen als „Umgangsmusik“, die uns am vertrautesten erscheinende Form musikalischer Aufführungen, das Konzert und die Oper, hingegen als „Darbietungsmusik“ bezeichnet (Besseler 1959b). Jede Form häuslich-familiären oder -freundschaftlichen, kammermusikalischen Musizierens ist primär Umgangsmusik, in der die Musizierenden zugleich auch die Zuhörer sind, auch wenn sich Zuhörer einstellen mögen und der Übergang zur Darbietungsmusik fließend ist.

Jedenfalls lohnt es, sich klarzumachen, dass die beiden zentralen Institutionen von Darbietungsmusik des bürgerlichen Musiklebens, die Oper und der Konzertsaal, und damit verbunden die zentralen Orte des Musikhörens erst in der Frühen Neuzeit entstanden sind. Der Musiksoziologe und -anthropologe Christian Kaden hat diesen Übergang geradezu als „Signatur der Moderne“ beschrieben, als durchaus ambivalent zu wertende Entwicklung (Kaden 2004:213-220). Insbesondere an der Institution des Raums, in dem Konzerte abgehalten werden, lässt sich ablesen, wie seine physische Beschaffenheit die Durchsetzung der Darbietungsmusik und damit das Privileg des Hörens historisch nachzeichnet.

Konzerte gibt es seit dem späten 17. Jahrhundert, aber sie spielten sich im Allgemeinen in privaten Räumlichkeiten oder in Mehrzwecksälen ab. Erst im Laufe des 19. Jahrhunderts wurden in größerer Zahl eigene Konzertsäle eingerichtet (zur Geschichte des Konzerts Schwab 1971, Salmen 1988). Das Interesse wachsender Schichten (und das Bevölkerungswachstum generell) spiegelt sich in der Erweiterung der Säle bis ca. 1900: So konzertierte das Leipziger Gewandhausorchester seit 1781 in einem ehemaligen Messehaus der Tuchhändler (daher der Name) in einem relativ beengten Raum mit 500 Plätzen; erst 1842 wurde auf Initiative Felix Mendelssohn Bartholdys der Saal auf ein Fassungsvermögen von rund 1.000 Personen erweitert. 1884 wurde ein eigenes Konzertgebäude mit 1.700 Plätzen errichtet, das in der Spätphase der DDR 1981 fertiggestellte „Neue Gewandhaus“ fasst 1.900 Gäste.

Parallel zu diesen Institutionalisierungsprozessen entwickelt sich die Tendenz zur Professionalisierung: Die Musikvereine des 18. und frühen 19. Jahrhunderts – etwa die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien – sind im besten Sinne Amateur- oder Dilettantenvereine gewesen (beide Begriffe hatten in dieser Zeit nichts Abwertendes, beide gehen etymologisch auf die „Liebe“ zur Sache zurück), bei der die Vereinsmitglieder zugleich Laienmusiker waren, die engagiert (oft aber mehr schlecht als recht) auch musizierten, wobei sich in den Programmen oft Banales und Hochwertiges mischte, nicht selten einzelne Sätze aus einem größeren Werk herausgenommen wurden (Heine 2009). Rein professionelle Orchester waren meist den höfischen oder großen städtischen Zentren wie etwa London oder Paris vorbehalten. Etwa ab dem zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts (in Wien nach 1848) macht sich aber die Tendenz zu einer immer stärkeren und letztlich ausschließlichen Beteiligung professioneller Musiker allenthalben bemerkbar, und um 1900 werden sogar Streichquartette und andere Kammermusik, eigentlich das Paradigma häuslicher, privater Musikpflege durch Laien, primär professionell und in öffentlichen Konzerten aufgeführt. Damit wird auch die Kam-

mermusik tendenziell von der Umgangs- zur Darbietungsmusik. Das lässt sich unter anderem daran erkennen, dass etwa der Berliner Dreililien-Verlag, der die Erstausgabe von Arnold Schönbergs Streichsextett *Verklärte Nacht* herausbrachte, von diesem Stück 57 Taschenpartituren, aber nur neun Stimmensätze verkaufte (Daverio 1991:350f.). Letztere dienten dem realen Musizieren, erstere wohl primär dem Mitlesen bei einer erklingenden Aufführung.

Mitlesen, die Ergänzung des Gehör- durch den Gesichtssinn, ermöglicht eine besonders genaue und konzentrierte Form des musikalischen Hörens, und vom konzentrierten, nur dem musikalischen Ereignis selbst verpflichteten, passiven und weitgehend bewegungs- und geräuschlosen Hören als einem spezifischen Produkt der Entwicklung der Darbietungsmusik in der Moderne soll im Folgenden die Rede sein.

Dieses Hören ist jedoch keineswegs ein Produkt der bürgerlichen Kultur. Seinen Ursprung hat es in der aristokratischen Kultur der Frühen Neuzeit, zu deren Selbstverständnis auch musikalische Aktivitäten wie Instrumentalspiel oder Gesang, vor allem aber (tatsächliche oder prätendierte) Kennerschaft gehörten. Ein hervorragendes Beispiel für aufmerksames Hören bietet nach mehreren übereinstimmenden Berichten Kaiser Leopold I., der wie einige Habsburger des 17. und frühen 18. Jahrhunderts auch selbst kompositorisch tätig war (siehe Kasten 1).

Kasten 1

Kaiser Leopold I. als aufmerksamer Zuhörer

„Wenn der Käyser in einem concert dieser seiner allezeit unvergleichlichen capelle war/ fand er sich so vergnügt dabey/mit einer solchen unendlichen attention/als wenn er sie dieses mahl zum allerersten hörte/ und in einer opera wird er nicht leicht ein auge von der in händen habenden partitur weggewendet haben/ so genau observirte er alle noten. Wenn eine besondere passasche kam die ihm gefiel/ drückte er die augen zu/mit mehrer attention zuzuhören/ welches er auch bey gehaltene[n] reden /und andern gelegenheiten that. Sein gehör war auch so scharf/ daß er unter 50 denjenigen mercken kunte/ welcher einen strich falsch gethan. Worinnen aber seine ihm sonst am willen und frömmigkeit gleiche käyserin/ gantz und gar nicht einstimmig war. Den sie liesse öffters einen neh-rehm [Nährahmen] mit in die opera hinein tragen / worinnen sie währender selben so fleißig arbeitete / daß sie auch nicht einmal ein auge auf das theatrum geworffen / also / daß es schiene / als wenn sie bloß den Käyser zu begleiten mit hinein gegangen wäre.“

Eucharius Gottlieb Rink, Leopolds des Großen, Röm. Käysers, wunderwürdiges Leben und Thaten …, Leipzig ²1709, Bd. 1, S. 85f.

Die Kunst des ‚richtigen‘ Kunstgenusses

In der Alltagskultur der öffentlichen Opern- und Konzertdarbietungen hat es allerdings lange gedauert, bis sich ein entsprechendes konzentriertes oder zumindest stilles Hören durchgesetzt hat. Der Beleg für Norbert Elias’ These von der wachsenden Affektkontrolle innerhalb des „Zivilisationsprozesses“ ließe sich auch hier führen (Elias 1999). Der Grund liegt darin, dass Oper und Konzert von jeher und bis heute eine Doppelfunktion erfüllen: Neben dem Kunstgenuss, der sich mit Starkult und prätendierten Bildungsansprüchen mischen mag, tritt die Funktion als gesellschaftlicher Treffpunkt und als Selbstrepräsentation der herrschenden Schichten (siehe Voltaire-Zitat in Kasten 2). Genau diese gesellige Gesellschaftlichkeit war in den frühen Musikvereinen,

Kasten 2

Mangelnde Publikumsdisziplin im 18. Jahrhundert

„L’opéra n’est qu’un rendez-vous public, où l’on s’assemble à certains jours, sans trop savoir porquoi: c’est une maison où tout le monde va, quoiqu’on pense mal du maître, et qu’il soit assez ennuyeux.“ (Die Oper ist nichts als ein öffentlicher Treffpunkt, wo man sich an gewissen Tagen versammelt, ohne recht zu wissen, warum: Sie ist ein Haus, in das die ganze Welt geht, obwohl man vom Hausherrn schlecht denkt und er ein ziemlicher Langeweiler ist.)

Voltaire an Cideville, 1752 (zit. nach Beaumarchais 1809, 492)

„Ich habe die Musik allezeit so ausgewählt und so aufgeführt gefunden, dass sie wohl jedermanns Aufmerksamkeit verdiente, und gleichwohl habe ich gesehen, dass ihr nur der geringste Teil des Auditoriums diese Aufmerksamkeit schenkte. Dieser lorgniert die Frauenzimmer, jene mustert den Putz ihrer Nachbarinnen, und bei den rührendsten Stellen sogar flüsterte man sich soviel in die Ohren, zeigt man soviel Zerstreuung, dass ich immer glaube, die Herren und Damen abonnieren sich bloß hinein, damit man sagen könne, daß sie Stützen des großen Concerts sind, und gehen bloß hinein, um in dem nächsten Zwischenakte mit ihren Bekannten zu plaudern und Süßigkeiten zu sagen oder sich sagen zu lassen.“

Detlev Prasch [Pseud.] = Degenhard Pott, Vertraute Briefe über den politischen und moralischen Zustand von Leipzig, London [i.e. Frankfurt und Leipzig] 1787, zitiert nach Schering 1941, S. 490

„Wer du aber auch bist, der du dich ärgerst, Kenner oder Dilettant, bescheide dich doch endlich einmal, daß man hier nicht der Musik wegen zusammenkommt. … Wir kommen allein der Pause wegen hierher und zwar nicht wir Damen allein, sondern auch der größte Teil der Herren. Man hat sich öfters die liebe lange Woche nicht gesehen, man hat sich allerhand zu sagen; aber zum größten Verdruß gönnt man uns dazu nur ½ Stunde und das Gefiedel geht wieder an, indem wir in der wichtigsten Unterhaltung begriffen sind. Und sollten wir uns darum wohl Stillschweigen gebieten? Wir sind es ja, die das Konzert erhalten, das Abonnement der sog. Kenner würde kaum hinreichen, den Musikern das Kollophonium zu bezahlen.“

[Mauritius Cruciger], Leipzig im Profil. Ein Taschenwörterbuch für Einheimische und Fremde, Solothurn [1799], zitiert nach Bruckner-Bigenwald 1965, Anm. 3, S. 24f.

als Mitwirkende und Publikum teilweise identisch waren oder sich zumindest enger Verwandt- bzw. Bekanntschaft erfreuten, offensichtlich stark ausgeprägt. Dies lässt sich gerade in Leipzig, einem, wenn nicht *dem* Zentrum ausgeprägt bürgerlichen Musiklebens im Deutschland des 18. und 19. Jahrhunderts nachweisen (siehe die beiden Zitate in Kasten 2).

Diese Lebhaftigkeit des Publikums drückte sich freilich auch in der Reaktion auf die Musik aus: nicht nur in der Forderung nach einem „Da capo", sondern auch durch spontane Beifallsbekundungen während des Werks selbst, etwa nach einer besonders gelungenen Passage eines Virtuosen (wie es noch heute im Jazzkonzert und in der Oper die Regel ist) – aber auch als Reaktion auf die Komposition selbst. Von den Uraufführungen von Haydns Londoner Symphonien berichtet ein Zeitgenosse: „Sehr oft kommen Stellen vor wo es nicht möglich ist sich bloß leidend zu verhalten; man wird zur Bewunderung hingerissen und applaudirt mit Hand und Mund. Vorzüglich ist dies der Fall bey den Franzosen, deren es hier so viele giebt daß alle öffentliche Plätze davon voll sind. Diese sind wie Sie wissen von großer Sensibilität, und können ihre Transports [*d. h. ihre Begeisterung, Verzückung, W. F.*] nicht zurückhalten, so daß sie oft in schönen Stellen des sanftesten Adagio lauten Beyfall klatschen und dadurch die Wirkung unterbrechen. In jeder Symphonie von Haydn wird gewiß das Adagio oder Andante allemal auf das dringendste Verlangen wiederholt" (Anonym 1794:342). Auch Mozart berichtet in einem Brief an seine Frau vom 7. Oktober 1791 über den Erfolg der *Zauberflöte* von Erfolgsnummern wie dem Duett „Mann und Weib", von denen stets eine Wiederholung erzwungen würde, fügt jedoch hinzu: „was mich aber am meisten freuet, ist, der *Stille beifall!*" (Mozart 2005:IV, 157)

Dieser stille Beifall, die Enthaltung von allen äußeren Begeisterungsbekundungen, sollte bald zur Regel werden. Der Prozess, den man getrost als Domestizierung des Publikums bezeichnen kann, setzt zu der Zeit der eben erwähnten Zitate ein, also im späten 18. Jahrhundert. Vom Baron Gottfried van Swieten, dem Librettisten von Haydns späten Oratorien, wird berichtet, er habe sich, wenn sich irgendwo Schwätzer im Konzert bemerkbar machten, in seiner vollen – und beträchtlichen – Länge erhoben und die Missetäter mit einem langen Blick gemustert – was offensichtlich seine Wirkung nicht verfehlte (Anonym 1796:73). Vermutlich war es nicht zufällig wieder ein Aristokrat (wenn auch weder von hohem noch von altem Adel) und noch dazu ein ausgewiesener Musikkenner und sogar Hobbykomponist, dem in Wien solche musikalische Autorität zugesprochen wurde, dass ihn bei einem Konzert, wie ein Zeitgenosse berichtete, „unsere Halbkenner nicht aus den Augen [ließen], um aus seinen Mienen (welche jedoch nicht jedem verständlich genug seyn mögen) zu lesen, was sie etwa für ein Urtheil über das Gehörte fällen sollen" (Anonym 1796:72f.).

Etwa zur gleichen Zeit beschreibt der Berliner Romantiker Wilhelm Heinrich Wackenroder (1773-1798) in der Biographie des fiktiven Tonkünstlers Joseph Berglinger eine neue und intensive, ja inbrünstige Art des musikalischen Hörens, die er mit dem Wort „Andacht" beschreibt, und zwar sowohl für Kirchenmusik als auch für die Musik im Konzertsaal (siehe Zitate in Kästen 2 und 3 sowie Eybl 2002). Diese neue, „andachtsvolle" Art des Musikhörens wird, wie auch andere Zeugnisse belegen, als eine körperlich spürbare Überwältigung erfahren – als „Gewalt der Musik" (Gess 2006). Ob die von Wackenroder beschriebene Art zu hören nun passiv ist (Besseler 1959:61f.) oder aktiv (Bonds 2006:29f.), ist ein Streit um des Kaisers Bart, denn der Text steigert beides aneinander: die Hingabe an die Töne („die Musik durchdrang seine

Kasten 3

Die frühromantische Entdeckung des „andachtsvollen" Hörens

„Vornehmlich besuchte er die Kirchen und hörte die heiligen Oratorien, Kantilenen und Chöre mit vollem Posaunen- und Trompetenschall unter den hohen Gewölben ertönen, wobei er oft, aus innerer Andacht, demütig auf den Knieen lag. […] Erwartungsvoll harrte er auf den ersten Ton der Instrumente; – und indem er nun aus der dumpfen Stille, mächtig und langgezogen, gleich dem Wehen eines Windes vom Himmel hervorbrach und die ganze Gewalt der Töne über seinem Haupte daherzog, – da war es ihm, als wenn auf einmal seiner Seele große Flügel ausgespannt, als wenn er von einer dürren Heide aufgehoben würde, der trübe Wolkenvorhang vor den sterblichen Augen verschwände, und er zum lichten Himmel emporschwebte. Dann hielt er sich mit seinem Körper still und unbeweglich und heftete die Augen unverrückt auf den Boden. Die Gegenwart versank vor ihm; sein Inneres war von allen irdischen Kleinigkeiten, welche der wahre Staub auf dem Glanze der Seele sind, gereinigt; die Musik durchdrang seine Nerven mit leisen Schauern und ließ, so wie sie wechselte, mannigfache Bilder vor ihm aufsteigen. […]
Wenn Joseph in einem großen Konzerte war, so setzte er sich, ohne auf die glänzende Versammlung der Zuhörer zu blicken, in einen Winkel und hörte mit eben der Andacht zu, als wenn er in der Kirche wäre – ebenso still und unbeweglich, und mit so vor sich auf den Boden sehenden Augen. Der geringste Ton entschlüpfte ihm nicht, und er war von der angespannten Aufmerksamkeit am Ende ganz schlaff und ermüdet. Seine ewig bewegliche Seele war ganz ein Spiel der Töne; – es war, als wenn sie losgebunden vom Körper wäre und freier umherzitterte, oder auch, als wäre sein Körper mit zur Seele geworden, – so frei und leicht ward sein ganzes Wesen von den schönen Harmonien umschlungen, und die feinsten Falten und Biegungen der Töne drückten sich in seiner weichen Seele ab."

(Wackenroder 1984, S. 231, 233)

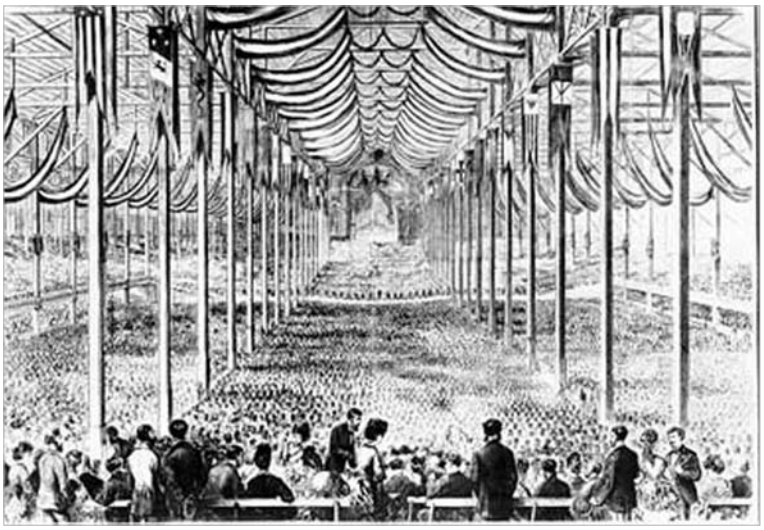
Nerven mit leisen Schauern") und das körperlich Anstrengende des aktiven Verfolgens („Der geringste Ton entschlüpfte ihm nicht, und er war von der angespannten Aufmerksamkeit am Ende ganz schlaff und ermüdet"). Im musikalischen Hören kommen passives Sich-Aussetzen und aktive Konzentration immer zusammen. Der Wiener Musikkritiker Eduard Hanslick hat das in seiner erstmals 1854 erschienenen und sogleich heftig umstrittenen Schrift *Vom Musikalisch-Schönen* weitaus sachlicher als Wackenroder formuliert: „Das bei jedem Kunstgenuß nothwendige *geistige* Moment wird sich bei mehreren Zuhörern desselben Tonwerks in sehr verschiedener Abstufung thätig erweisen; es kann in sinnlichen und gefühlvollen Naturen auf ein Minimum sinken, in vorherrschend geistigen Persönlichkeiten das geradezu Entscheidende werden. Die wahre ‚rechte Mitte' muß sich, nach unserm Gefühl, hier etwas nach rechts neigen. Zum Berauschtwerden brauchts nur der Schwäche, aber es gibt eine *Kunst des Hörens.*" (Hanslick 1854:79)

Wichtiger sind zwei Aspekte: Diese Art zu hören ist nicht nur im Gegensatz zu dem geselligen Nebenbei-Hören eines plaudernden Publikums radikal asozial. Der gesellige Aspekt wird zurückgedrängt zugunsten eines Publikumsideals der „einsamen Masse". Dieser in unseren heutigen Konzertsälen übliche Zustand ist in der sozialen Realität um 1800 bestenfalls zu ahnen. Aber er wird erstmals formuliert.

Zudem konzentriert sie sich auch auf die bis dahin eigentlich meist nur als Vorspiel und Füllwerk zwischen den Vokalnummern angesehene Instrumentalmusik. Der frühromantische Drang zur „absoluten Musik" (Dahlhaus 1978) war etwas Neues. Nicht länger wurde die Musik, wie in weiten Strecken der Aufklärung (etwa bei Rousseau) als eine gegenüber der Wortsprache unvollkommene, weil unbegriffliche akustische Äußerung angesehen, sondern als eine gerade aufgrund ihrer Unbegrifflichkeit „höhere" oder „tiefsinnigere". Galt die Instrumentalmusik der Symphonien, Konzerte und Sonaten noch um 1770 als „ein lebhaftes und nicht unangenehmes Geräusch, oder ein artiges und unterhaltendes, aber das Herz nicht beschäftigendes Geschwätz" (Art. Musik in Sulzer 1771/74), so wird sie nun, wie es in E. T. A. Hoffmanns berühmter Rezension von Beethovens Fünfter Symphonie (1810) heißt, zur eigentlichen Musik und zugleich zur höheren Offenbarung erklärt, die „dem Menschen ein unbekanntes Reich auf[schließt]; eine Welt, die nichts gemein hat mit der äußern Sinnenwelt, die ihn umgibt, und in der er alle durch Begriffe bestimmbaren Gefühle zurückläßt, um sich dem Unaussprechlichen hinzugeben" (Hoffmann 1988:23).

Kehrt man von diesen romantischen Höhenflügen wieder in die

Kasten 4



1872 dirigierte Johann Strauß beim Bostoner World's Peace Jubilee and International Music Festival 20.000 Sänger und 1.000 Instrumentalisten in einem eigens dafür errichteten Colosseum. Er berichtete darüber:

„Allein ich konnte nur die Allernächsten erkennen, und trotz vorhergegangener Proben war an eine Kunstleistung, an einen Vortrag und dergleichen gar nicht zu denken. Eine Absage hätte ich mit dem Preis meines Lebens bezahlen müssen! Nun denken Sie meine Lage angesichts eines Publikums von 100000 Amerikanern! Da stand ich auf dem obersten Dirigentenpult – wie wird die Geschichte anfangen, wie wird sie enden? Plötzlich kracht ein Kanonenschuß, ein zarter Wink für uns Zwanzigtausend, daß man das Konzert beginnen müsse … Ich gebe das Zeichen, meine 20 Subdirigenten folgen mir so rasch und gut sie können, und nun geht ein Heidenspektakel los, das ich mein Lebtag nicht vergessen werde. Da wir so ziemlich zu gleicher Zeit angefangen hatten, war meine ganze Aufmerksamkeit nur noch darauf gerichtet, daß wir auch – zu gleicher Zeit aufhörten. Gott sei Dank, ich brachte auch das zuwege. Es war das Menschenmöglichste. Die 100000köpfige Zuhörerschaft brüllte Beifall, und ich atmete auf, als ich mich wieder in freier Luft befand und festen Boden unter meinen Füßen fühlte."

Johann Strauß (Sohn), Leben und Werk in Briefen und Dokumenten, gesammelt und kommentiert von Franz Mailer, Tutzing 1986, Bd. 2: 1864–1877, S. 206.

Dass diese monströse Inszenierung vor 140 Jahren offensichtlich nach wie vor auf Gefallen stößt, zeigt die Tatsache, dass eine auf Basis eines Holzschnitts in einer zeitgenössischen Zeitungsnotiz angefertigte Reproduktion (Zeitungsnotiz siehe http://news.minnesota.publicradio.org/features/2005/08/09_morelockb_strauss/, 27.10.2012) bei einer amerikanischen Kunstplattform geordert werden kann (Reproduktion siehe http://images.fineartamerica.com/images-medium-large/boston-music-festival-1872-granger.jpg, 27.10.2012).

Niederungen der sozialen Realität zurück, so lässt sich an zahlreichen Dokumenten belegen, dass es lange gedauert hat, bis das breite Publikum dem hier vorgezeichneten Ideal eines intensiven, ja andächtigen Hörens in wortloser Versenkung nachgekommen ist. Obwohl mit der Instrumentalmusik seit der Wiener Klassik ein Repertoire entstanden war, das genaues, konzentriertes Hinhören eigentlich einzufordern schien, kam das Publikum dem nicht durchweg nach – oder zog leichtere Kost vor.

Im Allgemeinen wurde die „Erziehung" des Publikums durch zwei Instanzen geleitet: durch die Kritik, die sich – siehe die Zitate, denen sich zahlreiche weitere hinzufügen ließen – schon früh für die Sache der Kunst und gegen das Unterhaltungsbedürfnis stark machte; zum anderen aber, und wohl in erster Linie, die Künstler selbst. Musikern ist es zu verdanken, wenn das Musikleben des 19. Jahrhunderts äußerlich wie innerlich eine Wandlung erfuhr, die vor kurzem als „The Great Transformation of Musical Taste" (Weber 2008) beschrieben worden ist. Die noch im ersten Drittel des Jahrhunderts dominierenden, bloß gefälligen oder trivial empfindsamen Unterhaltungsstückchen wurden in den kleinbürgerlichen Salon verbannt, die Buntscheckigkeit der Programme immer mehr durch strukturierte, allein der Hochkunst verpflichtete Werkfolgen ergänzt; hier ist beispielsweise Clara Schumann zu nennen, übrigens hat sich auch Franz Liszt nach dem Abschluss seiner „Virtuosenkarriere" in den 1830er/40er Jahren nicht selten um anspruchsvolle Programmgestaltung in seinen Klavierabenden bemüht. Dass die Konzentration auf komplexe Instrumentalwerke Auswirkungen auf die Konzentrationsleistung der Hörerinnen und Hörer haben musste, liegt auf der Hand.

Im Gegenzug entstand im 19. Jahrhundert eine musikalische Unterhaltungskultur, für die die Orchesterleiter Philippe Musard (1793–1859), Louis Antoine Jullien (1812–1860) und Johann Strauß Vater (1804–1849) stehen, zu der aber auch Phänomene wie die *music hall* und die *minstrel show* zu zählen sind (Scott 2008), und bei der ältere Gepflogenheiten wie die Unterhaltungen während der Musik oder spontane Beifallsbekundungen weiter überlebten (vgl. Kasten 4). Die Spaltung zwischen „ernster" und „Unterhaltungs"-Musik, die in unserer Zeit den Charakter eines Abgrunds angenommen hat, ist nicht zuletzt eine Unterscheidung zwischen unterschiedlichen Formen des Hörens – die in sich freilich zu differenzieren wären.

Wichtiger für die Geschichte des aufmerksamen Hörens ist freilich die Verlagerung in die intimen Innenräume des Bürgertums, wo die Musik – sei es reale Kammermusik oder Lieder, seien es größere Werke in reduzierten Arrangements – im Kreis von Gleichgesinnten auch noch ohne jede Mühe der sozialen Distinktion gehört werden konnte. Ein Bild wie Fernand Khnopffs *En écoutant du Schumann* (1883) stellt dar, wie hier Hören geradezu als eine Ausblendung aller anderen Sinnesmodalitäten inszeniert wird, nicht nur durch die Hand, mit der sich die Hörende vor dem ohnehin stimmungsvoll-dämmrigen Licht schützt, zugleich die Denkerpose der Versenkung demonstrierend, sondern auch dadurch, dass Khnopff die Klangquelle, eine Person unbestimmten Geschlechts am Pianino, aus dem Bildzentrum rückt, ja vom Bildrahmen abschneiden lässt. Das Hören als Raum ganz auf die Musik konzentrierter Innerlichkeit, hier wird es zum Bild bürgerlicher Geschichte. Nur noch die Geschichte der Tonaufnahme erlaubte eine noch weitergehende Isolation von allen Äußerlichkeiten der Aufführung – damit tendenziell aber auch eine weitgehende Ent-Ortung, einen Ortsverlust der Musik.

LITERATUR

ANONYM, Ueber den jetzigen Zustand und die Moden der Musik in England, in: Journal des Luxus und der Moden 9 (1794), 334-48.

ANONYM, Jahrbuch der Tonkunst von Wien und Prag, [Wien] 1796 (Faks.-Nachdr. München – Salzburg 1976, mit Nachwort und Register von Otto Biba [Publikationen der Sammlungen der Gesellschaft der Musikfreunde in Wien (1)]), 73.

ANONYM, Nachrichten. Wien, den 28. Jan., in: Allgemeine musikalische Zeitung 7 (1804-1805), nr. 20, 13. Februar 1805, Sp. 319-323.

H. ANTHOLZ, Art. „Jugendmusikbewegung", in: Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik, zweite, neubearbeitete Auflage, hg. v. L. FINSCHER, Kassel usw., Sachteil, Bd. 4 (1996), Sp. 1569-1587.

P. A. CARON DE BEAUMARCHAIS, Aux abonnés de l'Opéra qui voudraient aimer l'Opéra, in: Ders., Oeuvres complètes, Bd. 2: Théâtre, Paris 1809, 487-509.

H. BESSELER, Das musikalische Hören der Neuzeit, Berlin 1959 [a] (Berichte über die Verhandlungen der sächsischen Akademie der Wissenschaften zu Leipzig, Philologisch-historische Klasse, Bd. 104, H. 6) (Neudruck in: Besseler 1978).

Ders., Umgangsmusik und Darbietungsmusik im 16. Jahrhundert, in: Archiv für Musikwissenschaft 16 (1959 [b]), 21-43 (Neudruck in: Besseler 1978).

Ders., Aufsätze zur Musikästhetik und Musikgeschichte, P. GÜLKE (Hg.), Leipzig 1978.

T. C. W. BLANNING, Das Alte Europa 1660-1789. Kultur der Macht und Macht der Kultur, Darmstadt 2006 (The Culture of Power and the Power of Culture, Oxford 2002).

Ders., Triumph der Musik. Von Bach bis Bono, München 2010 (The Triumph of Music: The Rise of Composers, Musicians and their Art, Cambridge, Mass. 2008).

M. E. BONDS, Music as Thought: Listening to the Symphony in the Age of Beethoven, Princeton-Oxford 2006.

M. BRUCKNER-BIGENWALD, Die Anfänge der Leipziger Allgemeinen Musikalischen Zeitung, Hilversum 1965 (zuerst Sibiu-Hermannstadt 1938 unter dem Namen Martha Bigenwald).

C. DAHLHAUS, Die Idee der absoluten Musik, Kassel 1978.

J. DAVERIO, Fin de siècle Chamber Music and the Critique of Modernism, in: Nineteenth-Century Chamber Music, hg. von S. E. HEFLING, New York 1998 (Studies in Musical Genres and Repertories), 348-382.

T. DENORA, Beethoven and the Construction of Genius: Musical Politics in Vienna, 1792 –1803, Berkeley usw. 1995.

N. ELIAS, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, 2 Bd., Frankfurt/Main [22]1999 (zuerst Basel 1939, Neuausgabe München 1969).

M. EYBL, Die Säkularisierung der Andacht. Musikrezeption im Spannungsfeld zwischen Emanzipation und Disziplinierung, in: Strukturwandel kultureller Praxis. Beiträge zu einer kulturwissenschaftlichen Sicht des mariatheresianischen Zeitalters, hg. v. F. M. EYBL, Wien 2002 (= Jahrbuch der Österreichischen Gesellschaft zur Erforschung des 18. Jahrhunderts), 71-94.

P. GAY, The Naked Heart, London 1996 (The Bourgeois Experience: Victoria to Freud 4).

N. GESS, Gewalt der Musik. Literatur und Musikkritik um 1800, Freiburg i. Br.-Berlin 2006 (Berliner Kulturwissenschaft, Bd. 1).

J. HALL-WITT, Fashionable Acts: Opera and Elite Culture in London, 1780-1880, Durham (New Hampshire) 2007.

E. HANSLICK, Vom Musikalisch-Schönen. Ein Beitrag zur Revision der Ästhetik der Tonkunst, Leipzig 1854 (Reprint Darmstadt 1981).

C. HEINE, „Aus reiner und wahrer Liebe zur Kunst ohne äussere Mittel“: bürgerliche Musikvereine in deutschsprachigen Städten des frühen 19. Jahrhunderts, Diss. Zürich 2009 (online abrufbar über den Katalog der Zentralbibliothek Zürich, http://www.zb.uzh.ch/).

E.T.A. HOFFMANN, Schriften zur Musik. Singspiele, hrsg. v. Hans-Joachim Kruse, Berlin/Weimar: Aufbau, 1988 (Gesammelte Werke in Einzelausgaben).

J. H. JOHNSON, Listening in Paris: A Cultural History, Berkeley-Los Angeles 1995.

C. KADEN, Das Unerhörte und das Unhörbare. Was Musik ist, was Musik sein kann, Kassel- Stuttgart 2004.

H. MOLDENHAUER, Busonis Kritik an Beethovens letzten Quartetten, in: Neue Zeitschrift für Musik 121 (1960), 416f.

MOZART, Briefe und Aufzeichnungen. Gesamtausgabe. .Internationale Stiftung Mozarteum Salzburg, Ulrich KONRAD (Hg.), Kassel u.a 2005 (1962-75).

J. OBELKEVICH, In Search of the Listener, in: Journal of the Royal Musical Association 114 (1989), 102–108.

H. RIEMANN, Wie hören wir Musik? Drei Vorträge, Leipzig 1888.

Ders., Ideen zu einer „Lehre von den Tonvorstellungen“, in: Jahrbuch der Musikbibliothek Peters f 21/22 (1914/15), Leipzig 1916, 1-26.

M. RILEY, Musical Listening in the German Enlightenment: Attention, Wonder and Astonishment, Aldershot 2004.

W. SALMEN, Das Konzert. Eine Kulturgeschichte, München 1988.

A. SCHERING, Musikgeschichte Leipzigs 3: Von 1723 bis 1800: das Zeitalter Johann Sebastian Bachs und das Musikleben Leipzigs im 18. Jahrhundert, Leipzig 1941.

H. W. SCHWAB, Konzert. Öffentliche Musikdarbietung vom 17. bis 19. Jahrhundert, Leipzig 1971 (Musikgeschichte in Bildern, Band IV: Musik der Neuzeit/Lieferung 2).

D. B. SCOTT, Sounds of the Metropolis: The Nineteenth-Century Popular Music Revolution in London, New York, Paris, and Vienna, Oxford, Mass., 2008.

P. THER u. a. (Hg.), Die Gesellschaft der Oper. Musikkultur europäischer Metropolen im 19. und 20. Jahrhundert, Wien u.a. 2006ff. (Buchreihe, bisher 10 Bde.).

W. WACKENRODER, Werke und Briefe, hrsg. von G. HEINRICH, Berlin 1984, auch München 1984.

W. WEBER, The Great Transformation of Musical Taste: Concert Programming from Haydn to Brahms, Cambridge 2008.

H. ZIEHMER, Die Moderne hören. Das Konzert als urbanes Forum 1890-1940, Frankfurt/Main u.a. 2008.

Eduard Fuchs

Hörbehinderungen und neue Informationstechnologien*

Hilfestellung für Menschen mit besonderen Bedürfnissen

Einleitung

Mit der Ausbreitung und globalen Durchsetzung des World Wide Web und diverser Dienste wie E-Mail, Chat, SMS und sozialer Netzwerke wie Facebook, Twitter u.a. hat die Entwicklung der Informations- und Kommunikationstechnologien (IKT) längst die Ebene der Expertenzirkel verlassen und die Wohnzimmer in einem globalen Ausmaß erobert. Dieser Beitrag widmet sich der Frage, inwieweit Menschen mit Hörbehinderungen, die in der Vergangenheit vornehmlich unter dem Aspekt ihrer kommunikativen Defizite behandelt und ausgegrenzt worden sind und auch noch werden, aus den rasanten Entwicklungen der Computer- und Kommunikationstechnologien Nutzen ziehen können.

Es soll der Frage nachgegangen werden, inwieweit die immer mehr zusammenwachsenden Bereiche der IKT auch Menschen mit Hörbehinderungen eine vermehrte Teilnahme am gesellschaftlichen Leben ermöglichen und ob dabei nicht eine unterschwellige Tendenz der „Informationsgesellschaft" festzustellen ist, neue Barrieren und Behinderungen für diese Personengruppe hervorzubringen.

Nach einer kursorischen Zusammenfassung der Antidiskriminierungsgesetzgebung auf internationaler und nationaler Ebene soll auf die Vor- und Nachteile technologischer Innovationen für Menschen mit Sinnesbehinderungen eingegangen werden. Der Mittelteil bietet einige grundlegende Informationen über Hörbehinderungen. Der Schlussteil geht der Frage nach, wie neue Informations- und Kommunikationstechnologien beschaffen sein müssen, um auch Menschen mit Hörbehinderungen einen barrierefreien Zugang und damit eine Erweiterung des Aktionshorizonts mit dem Ziel einer gleichberechtigten Teilnahme am gesellschaftlichen Leben zu ermöglichen und dokumentiert zugleich die Erfahrungen von zwei Betroffenen mit je unterschiedlicher Geschichte ihres Hörverlusts.

Die rechtliche Situation behinderter Menschen

Die unbeschränkte Teilhabe behinderter Menschen am gesellschaftlichen Leben ist abhängig von der Sensibilität innerhalb einer Sozietät. Gradmesser ist dabei vor allem die rechtliche Gleichstellung bzw. der besondere Schutz behinderter Menschen, um deren reale Chancengleichheit zu gewährleisten. Als beispielgebend gilt der seit den siebziger Jahren von der amerikanischen Behindertenbewegung über mehrere Etappen (*Rehabilitation Act* 1973, *Education for all Handicapped Children Act*, 1975, *Housing Amendment Act*, 1988) erkämpfte und 1990 verabschiedete *Americans with Disabilities Act (ADA)*. Zwar verpflichteten schon jene vor dem *ADA* 1990 verabschiedeten Gesetze öffentliche Stellen und mit öffentlichen Mitteln finanzierte Einrichtungen zur Einhaltung von Auflagen, die die Barrierefreiheit sicherstellen; mit der Gesetzesänderung von 1990 wurde es aber erstmals möglich, Diskriminierungen im privaten Bereich gerichtlich zu ahnden. Das Gesetz bietet insbesondere Handhabe in den Bereichen (siehe dazu http://en.wikipedia.org/wiki/Americans_with_Disabilities_Act_of_1990, 20.9.2012):

- Einstellung von Behinderten und deren Beschäftigung
- Inanspruchnahme von öffentlichen Einrichtungen und Dienstleistungen
- Benützung des öffentlichen Personenverkehrs
- Inanspruchnahme von telekommunikativen Einrichtungen und Dienstleistungen.

Auf der Ebene der internationalen Organisationen wurde seitens der UNO ebenfalls bereits 1975 in der Resolution 3447 der Anspruch behinderter Menschen auf Maßnahmen zur Erreichung größtmöglicher Selbstständigkeit festgeschrieben und im Rahmen der Verabschiedung der UN Standard Rules 1993 ein umfassender Katalog fixiert, um gleichberechtigte Teilnahme behinderter Menschen in allen Bereichen des Lebens zu sichern. Jedoch haben diese Bestimmungen für die Mitgliedsländer lediglich empfehlenden und nicht rechtsverbindlichen Charakter (zur rechtlichen Situation von behinderten Menschen in verschiedenen Ländern siehe: http://www.bizeps.or.at/links.php?nr=20, 20.9.2012).

Seitens der EU kam es erst 1998 im *Vertrag von Amsterdam* zur Aufnahme einer Nicht-Diskriminierungsbestimmung, welche auch behinderte Menschen mit einschließt. Allerdings ist hier nur eine mittelbare Wirkung gegeben, indem Rechte zwar vor dem EuGH, nicht aber vor nationalen Gerichtshöfen eingeklagt werden können. Was die Barrierefreiheit beim Zugang zu neuen Technologien betrifft, startete die Europäische Kommission 1999 die Initiative *eEurope*, um die Vorteile der Informationsgesellschaft allen EuropäerInnen zugute kommen zu lassen. Wichtige Zielsetzung ist u.a. ein barrierefreies Webangebot durch Einhaltung der Empfehlungen der *Web Accessibility Ini-*

tiative (*WAI*). Diese zeichnen sich dadurch aus, dass nicht verschiedene Web-Standards angepeilt werden, sondern durch Einhaltung bestimmter Richtlinien eine für alle Zielgruppen offene Seitenbeschreibung mit Schnittstellen zu verschiedensten Endgeräten sichergestellt werden soll („Design für alle"), welche behinderten Menschen gleichermaßen einen barrierefreien Zugang ermöglichen soll. 2008 wurde dahingehend vom *World Web Consortium* (W3C) eine neue Version der „Web Content Accessibility Guidelines" veröffentlicht (siehe http://www.einfach-fuer-alle.at/, 20.9.2012).

Ohne Zweifel brachte die Realisierung des *ADA* global einen Paradigmenwechsel mit sich und ermutigte die Behindertenorganisationen in vielen Ländern, für analoge nationale Gesetze zu kämpfen. Österreich verfügt zwar seit 1997 ebenfalls über eine verfassungsmäßig festgeschriebene Zielbestimmung, welche besagt, dass „niemand (…) wegen seiner Behinderung benachteiligt werden darf. Die Republik (Bund, Länder und Gemeinden) bekennt sich dazu, die Gleichbehandlung von behinderten und nichtbehinderten Menschen in allen Bereichen des täglichen Lebens zu gewährleisten" (BGBI. I Nr.87/1997). „Eine direkte Wirkung auf den Bereich des Privatrechts besteht aber für ein Verfassungsgesetz nicht. **Die Wirkung auf das tägliche Leben kann nur dadurch erzielt werden, daß in einfachen Gesetzen Regelungen getroffen werden**, die die Benachteiligung verbieten oder in gewissen privatrechtlichen Bereichen die besondere Behandlung vorschreiben" (http://www.bizeps.or.at/info/gleich/36.html, 20.9.2012).

Immerhin konnte die Gruppe der Gehörlosen insofern einen Erfolg verzeichnen, als im Rahmen einer Novellierung im Jahr 2005 die Gebärdensprache als eigenständige Sprache anerkannt wurde (BGBl. I Nr. 81/2005, siehe dazu http://www.bizeps.or.at/gleichstellung/rechte/bvg.php sowie http://www.bizeps.or.at/news.php?nr=13604&suchhigh=Gleichbehandlungsgesetz, 4.11.2012).

Sinnesbehinderungen und neue Technologien – Synergien und Risken

Hörbehinderungen und insbesondere Gehörlosigkeit erschweren die Kommunikation und damit auch die soziale Integration der betroffenen Individuen. Erst an der Schwelle zum 19. Jahrhundert waren die ersten Schulen für Sinnesbehinderte eingerichtet worden (ca. 1770 Taubstummenschule in Paris, 1779 in Wien), obwohl Hörbehinderungen – soweit sie nicht im Rahmen von Mehrfachbehinderungen auftreten - nicht mit intellektuellen Defiziten einhergehen. Biographien wie jene der taubblinden Helen Keller (1880 - 1968) lassen zwar die Schwierigkeiten, Erniedrigungen und Hürden erahnen, mit denen sinnesbehinderte Menschen noch in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts konfrontiert waren, um zu einem universitären Abschluss zu kommen. Sie erwecken aber gleichzeitig die Illusion, es wäre bei entsprechendem persönlichem Einsatz doch realisierbar, obgleich es sich dabei um für die Gesamtgruppe in keiner Weise repräsentative Einzelfälle handelt. Nicht zuletzt die Geschichte der Gehörlosenbewegung, die von Nichtbehinderten etablierte Strömung des „Oralismus", welche den Erwerb der Lautsprache propagierte und durchsetzte - bei gleichzeitiger Diskriminierung und dem 1880 folgenden Verbot der Gebärdensprache auf dem Kongress der Gehörlosenlehrer in Mailand - macht die zum Teil bis zum heutigen Tag geltende, assimilatorische Grundtendenz des Behindertenbildungswesen deutlich (Lane 1990:441ff).

Nach wie vor bringen Gehörlosigkeit bzw. starke Einschränkungen des Hörens für viele der Betroffenen drastische Erschwernisse im Bildungsweg und dementsprechend auch in der Berufslaufbahn mit sich und erfordern einen weit höheren Aufwand und Einsatz im Vergleich zu den für Nichtbehinderte geltenden Standards (finanzieller Aufwand, Zugang zu Unterrichtsmaterialien, Arbeitsplatzausstattung, Kommunikationsprobleme und -defizite bei Lehrveranstaltungen und Prüfungen). Dies bestätigte – was die Situation in Österreich anbelangt - nicht zuletzt eine 2002 vom Institut für Höhere Studien durchgeführte Erhebung über die soziale Lage von Studierenden, welche auch gesundheitlich Beeinträchtigte mit einschloss. 1% stufte sich dabei als behindert ein (12% als gesundheitlich beeinträchtigt), davon entfielen ca. 21,5 % auf Sinnesbehinderungen. Insgesamt sind Studierende mit Beeinträchtigungen im Vergleich zu anderen Studierenden älter, beginnen ihr Studium später, leben häufiger noch bei Ihren Eltern, kommen langsamer im Studium voran, haben öfters das Studium gewechselt, haben durch ihre Beeinträchtigung höhere Studienkosten und brechen häufiger ihr Studium ab (Wroblewski/Unger 2002:535ff).

Der Stellenwert und die Rolle technologischer Innovationen zur Linderung oder Verbesserung von Beeinträchtigungen des Sehens oder Hörens werden vor allem von Nichtbehinderten als prinzipiell positiv und nützlich interpretiert. Der Neurologe Oliver Sacks hat jedoch in diesem Zusammenhang – in Anknüpfung an Forschungen von Alexander Lurija und Lew Wigotskij – auf die paradoxe Rolle von Ausfällen, Störungen und Krankheiten verwiesen, die beim Betroffenen „(…) latente Kräfte, Entwicklungen, Evolutionen zum Vorschein bringen, die wir sonst nicht wahrnehmen, ja uns noch nicht einmal vorstellen könnten" (Sacks 1995:12f). Sacks schildert u.a. das eindrückliche Beispiel des talentierten und einfühlsamen Masseurs Virgil, der durch eine Meningitis in frühen Kindesjahren fast völlig erblindete und mehr als 40 Jahre später durch eine

von seiner zukünftigen Frau forcierte Operation zumindest teilweise das Augenlicht zurückgewinnen konnte, dem es aber nicht gelang, die wieder gewonnene Sehfähigkeit in sein adaptiertes neurologisches System zu reintegrieren: „Er sah zwar, aber das, was er sah, war ohne Kohärenz. Netzhaut und Sehnerv arbeiteten und sandten Impulse aus, aber sein Gehirn vermochte diesen keine Bedeutung zu geben." (Sacks 1995:168) Die Geschichte Virgils ist auch beispielhaft für die mangelnde Bereitschaft der nichtbehinderten Mehrheit, sich auf das „schöpferische Potential" der oben zitierten Evolutionen einzulassen und diese neurologischen Neuorientierungen bestmöglich zu fördern und zu integrieren: Indem nicht die besonderen Gegebenheiten, Bedürfnisse und Chancen, sondern diagnostizierte „Defizite", „Defekte" im Mittelpunkt der vermeintlichen Integration stehen, bekommen solche Strategien allzu oft einen minimalistisch-nivellierenden Charakter und bilden somit die Basis einer realen Ausgrenzung in Bezug auf Bildung, Berufswahl und Teilnahme am gesellschaftlichen Leben.

Technologische Innovationen für Menschen mit Sinnesbehinderungen müssen also, um ihren Stellenwert in Hinblick auf eine vermehrte und verbesserte Teilnahme am gesellschaftlichen Leben beurteilen zu können, auf eine sehr differenzierte Weise analysiert werden, die vor allem vom betroffenen Individuum, seinem Erfahrungsbackground, den auf Grund der Behinderung erfolgten neurologischen Kompensationsleistungen, den materiellen Möglichkeiten zur Nutzung technologischer Hilfen sowie deren Zugänglichkeit und Akzeptanz für die Betroffenen ausgehen.

Dies gilt in gleicher Weise für die informations- und kommunikationstechnologischen Neuerungen der letzten Jahrzehnte, die, wie zu zeigen sein wird, auch viele Chancen und Möglichkeiten für behinderte Menschen und deren besondere Bedürfnisse bieten können. Wesentliches Kriterium für positive Effekte ist die Orientierung am „Design-für-alle-Ansatz". In diesem Kontext sollen in diesem Beitrag auch Betroffene selbst zu Wort kommen und befragt werden, wie sie diese neuen Möglichkeiten wahrnehmen, von ihnen Gebrauch machen und durch welche Barrieren sie sich behindert fühlen.

Behinderungen im Bereich des Hörens

Schädigungen und Defizite im Bereich des Hörens – bis hin zur völligen Gehörlosigkeit – sind für die normalhörende Welt nicht sichtbar und werden von dieser auch allzu oft verharmlost oder schlicht verleugnet. Ausprägung und Folgen können individuell sehr unterschiedlich wahrgenommen werden, wenn wir nicht nur die rein physiologische, sondern auch die kommunikationsbezogene, soziale Seite betrachten. Auch spielen die Schwere der Schädigung, das Alter der Betroffenen beim Eintreten der Behinderung sowie die Ursachen des Auftretens (umweltbedingte, genetische oder degenerative Faktoren) eine wichtige Rolle in Bezug auf die individuelle Wahrnehmung des Defizits (Basisinfos zum Bereich Gehörlosigkeit (siehe z.B. unter http://www.visuelles-denken.de/, 20.9.2012).

Gehörlosigkeit

Die Gruppe der Gehörlosen ist in sich nicht homogen. Wesentliches Unterscheidungsmerkmal ist dabei, ob die Ertaubung von Geburt an, vor während oder nach dem Spracherwerb erfolgt ist, da der Zeitpunkt des Gehörverlusts über die künftige sprachbasierte Kommunikationsfähigkeit entscheidet (Klotz 1998 in: http://www.taubenschlag.de/cms_pics/arbeit.pdf, 20.9.2012, siehe dazu auch das Portrait von José Pedro in diesem Beitrag). Taubgeborene und vor dem Spracherwerb ertaubte Menschen sind gänzlich auf die Gebärdensprache angewiesen, d.h. sie kommunizieren mittels Mimik, Körperhaltung und spezieller Gebärden. Gebärdensprachen weisen nationale Unterschiede auf und sind – aus sprachwissenschaftlicher Sicht – eigenständige Sprachen auf Basis von Visualisierung aber mit je eigenem Wortschatz und eigener Grammatik. Den Phonemen der Lautsprache entsprechen in der Gebärdensprache Morpheme, „Lautgebilde", welche neben der zeitlichen Dimension auch die räumlichen Dimensionen zur Verständigung nützen. Die Gebärdensprache bietet „ein direktes Medium zur bildlichen Darstellung, zu der es in der Lautsprache kein Pendant gibt und die nicht in diese übersetzt werden kann (…). Die Gebärdensprache bewahrt und betont noch immer ihre beiden Gesichter – das ikonische und das abstrakte gleichermaßen und in gegenseitiger Ergänzung – und kann so, während sie sich zu den abstraktesten Aussagen, zu der umfassendsten Reflexion der Realität aufschwingt, zugleich auch eine Konkretheit, eine Lebhaftigkeit, eine Realitätsnähe, eine Lebendigkeit vermitteln, die den Lautsprachen, falls sie sie je besessen haben, längst abhanden gekommen ist" (Sacks 1990:179). Wird gehörlosen Kindern jedoch „ihre Sprache" vorenthalten und stattdessen Lautsprache aufoktroyiert, ist der „Zusammenbruch von Kommunikation und Sprache", die Entfremdung innerhalb der eigenen Familie und der nächsten Lebensumgebung die Folge, was seinerseits zu kognitiven, sozialen und emotionalen Defiziten führt (Sacks 1990:173, siehe dazu auch das Portrait von Jo Spelbrink).

Im Gegensatz zu anderen europäischen Ländern (zuletzt Deutschland seit 2002) wird die Gebärdensprache in Österreich erst seit 2005 als Minderheitensprache anerkannt, was zumindest einem gesellschaftlichen Auftrag zur Förderung und besseren Integration gleichkommt. Die Möglichkeiten von Gehörlosen, über „Lippenlesen" gesprochene Sprache erfassen zu können, sind gering, er-

Der Begriff „Hörgeschädigte“ bezeichnet eine extrem heterogene Zielgruppe. Im Wesentlichen sind drei Faktoren von Bedeutung: Hörstatus, Sprachkompetenz und soziokulturelle Zugehörigkeit. Daraus resultieren Gegebenheiten in Bezug auf Bildung und sozialen Status.

- *Hörstatus: Schwerhörigkeiten aller Abstufungen und Arten, Zeit des Eintritts der Hörschädigung, Spätertaubung, Gehörlosigkeit*
- *Sprachkompetenz: Von Grad, Art und Zeitpunkt des Eintritts der Hörschädigung (simpel formuliert: Wer nicht hört, kann Sprache nicht über das Ohr aufnehmen. Es entstehen massive Defizite in Bezug auf Wortschatz, Begriffsbildung und Grammatik), aber auch von der Art der Förderung, der Kommunikation und persönlichen Prädispositionen hängen Grad und Art der Sprachkompetenz in Laut-, Schrift- und/oder Gebärdensprache ab.*
- *Soziale und kulturelle Eingliederung: Kommunikative und sprachliche Rahmenbedingungen, aber auch gemeinsamer Erfahrungshintergrund, gemeinsame politische Ziele und eine andersartige Mentalität haben eigenständige soziale Gruppierungen entstehen lassen, die sich im Falle der Gehörlosen als Sprach- und Kulturgemeinschaften bezeichnen. Diese Gemeinschaften sind nicht als Notgemeinschaft kommunikativ Behinderter, sondern als Sprach- und Kulturgemeinschaften in dem Sinne wie z.B. die sprachlichen Minoritäten der Sorben und Dänen in Deutschland zu sehen.*
- *Bildungsmöglichkeiten: Im Vergleich zu anderen Behinderungsarten sind Hörgeschädigte in Bezug auf schulische und berufliche Bildung am stärksten eingeschränkt. Der seit zwei Jahrhunderten anhaltende Methodenstreit zwischen Oralisten (Unterricht nur per Absehen vom Munde, Artikulationstraining) und Bilingualisten (zu Artikulation und Absehen kommen Gebärdensprache und Fingeralphabet hinzu) dokumentiert letztlich die Ratlosigkeit der Pädagogen. Auf den Durchschnitt (nicht den Einzelfall!) der Hörgeschädigten bezogen lässt sich leider immer noch feststellen: Je gravierender der Hörschaden, desto schlechter die Bildung.*

Aus: Beendet das Internet die kommunikative, soziale und bildungsmäßige Deprivation Hörgeschädigter? von: Bernd Rehling, FifF-Kommunikation, 13. Jg. Heft 2/2000 (http://fiff.informatik.uni-bremen.de/itb/fk06.html)

fordern eine äußerst hohe Konzentration und führen zu widersprüchlichem Output, weil nur ein Teil der Phoneme eindeutig von den Mundbewegungen ablesbar sind. Zudem verfügen taubgeborene und perilingual ertaubte Gehörlose, die nie in „Lautsprache“ unterrichtet worden sind, nur über ein beschränktes Artikulationsvermögen, weil sie ja die eigene Stimme nicht wahrzunehmen und dadurch die Artikulation zu kontrollieren vermögen (Gehörlose sind aber nicht „stumm“, um einem weit verbreiteten und diskriminierenden Vorurteil zu begegnen). Und falls sie in Gebärdensprache kommunizieren, also die Handhabung ihrer „eigenen“ Sprache erlernen konnten, verfügen sie in der Regel nur über eine stark eingeschränkte linguale Sprachkompetenz. Deshalb bieten auch die ohnehin spärlich eingesetzten Untertitelungen bei Filmen und Nachrichten bzw. die Unterstützung durch Teletext lediglich eine suboptimale Hilfestellung (Klotz 1998:21ff) und dies gilt gleichermaßen für textbasierte Webangebote.

Die Förderung von Gehörlosen müsste vor allem am positiven und produktiven Unterschied, nämlich der besonderen Fähigkeit zur visuellen Wahrnehmung (Sacks 1990:176) ansetzen und die Übersetzung des gesprochenen Worts einschließen – sei es durch den Einsatz von Gebärdendolmetschern, oder durch die parallele Übersetzung in Gebärdensprache durch Bereitstellung entsprechender Hard- und Software. Technische Hilfsmittel wie z.B. Hörgeräte oder Cochlea-Implantate, die bei einer Schädigung des Innenohrs für eine direkte Stimulierung des Hörnervs mit elektrischen Impulsen sorgen, vermögen den Hörverlust nicht oder nur sehr unzureichend zu kompensieren und werden von den Gehörlosen als unangenehm und psychisch belastend empfunden, weil das Wahrnehmen von Geräuschen ja per se kein Sprachverstehen mit sich bringt, durchaus aber als störender „Lärm“ empfunden werden kann. Manche Gehörlose sehen diese Implantate auch als Instrument zur Unterminierung von Gehörlosenkultur und Gebärdensprache (Klotz 1998:13f).

Hörbehinderungen

Hörbehinderungen bis hin zur Schwerhörigkeit sind grundsätzlich von Gehörlosigkeit zu unterscheiden. Das Spektrum der Behinderung ist dabei sehr weit gestreut, da es nicht nur die Unterschiede in der Quantität, sondern auch jene der Qualität des Hörens einschließt. Es wird zwischen leicht-, mittel- und hochgradiger Schwerhörigkeit unterschieden; ist der Hörverlust größer als 90 dB, wird von Gehörlosigkeit gesprochen. Zum Bereich der Hörbehinderungen zählt auch Tinnitus, ein nach wie vor relativ unerforschtes Phänomen, welches sich bei den Betroffenen durch das Auftreten verschieden gearteter und unterschiedlich intensiver „Störgeräusche“ niederschlägt und zu einer entsprechenden, subjektiv unterschiedlich wahrgenommenen Hörbeeinträchtigung führt.

Technische Hilfsmittel bei Gehörlosigkeit und Hörbeeinträchtigungen

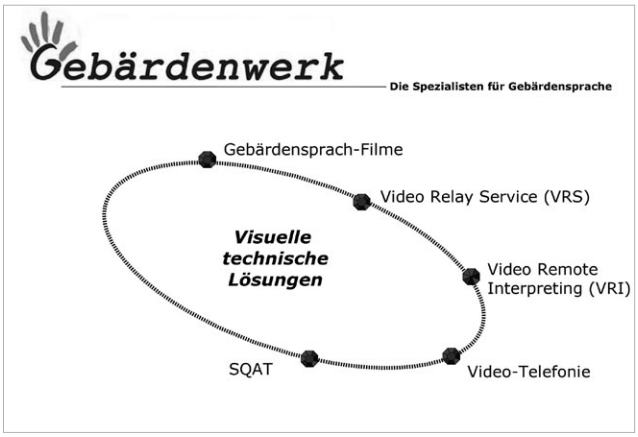
Hilfestellungen für Gehörbehinderte sind neben den bereits oben erwähnten Cochlea-Implantaten und Hörgeräten vor allem Raumausstattungen, die dazu beitragen, akustische Defizite zu kompensieren (Dämpfung der Raumakustik, FM-Übertragungsanlagen, Richtmikrophone, Infrarot-Übertragungsanlagen).

Weiters kann durch Video-Text-Systeme und Sprachtransformationshard- und -software wichtige Unterstützung geleistet werden.

Soweit Sprachkompetenz vorhanden ist, ergeben sich bei der Nut-

Gebärdensprachbasierte Applikationen zur Erleichterung der Kommunikation von Gehörlosen

Die kommunikative Situation Gehörloser in Bezug auf das Informationsangebot in den Medien ist nach wie vor von starker Diskriminierung gekennzeichnet. Weder sind Fernsehgesellschaften bereit, ausreichende Leitungsanteile für Dolmetscher-einblendungen bereitzustellen, noch gibt es im Internet ein für gehörlose Menschen kompatibles und ihrer Sprachkompetenz entsprechendes Informationsangebot – Netzangebote in Gebärdensprache stellen die Ausnahme dar.
Von den technischen Möglichkeiten her – Prozessorleistung bei der Bildverarbeitung, Speicherkapazität und Übertragungsgeschwindigkeiten auf breitbandigen Leitungen – ist eine automatische maschinelle Übersetzung von Laut- in Gebärdensprache und umgekehrt möglich und im Projekt ViSiCAST wurden bereits in den 90er Jahren auch wichtige Grundlagen dahingehend erarbeitet. Zu einer Umsetzung auf breiter Basis über das Pilotprojektstadium hinaus ist es jedoch nie gekommen (http://www.youtube.com/watch?v=2x0IIbaSH1w, 18.10.2012).
Eine Verbesserung der Kommunikationsmöglichkeiten innerhalb der Gehörlosen-Community und auch mit Hörenden bieten allerdings die Entwicklungen im Bereich der Bildübertragung via smartphones, ipads u.ä.. (siehe dazu Grafik und Abb. weiter unten), da sie durch die schnellen Bildtransferraten eine direkte Verständigung via Gebärdensprache erlauben, die in Kombination mit diversen eingebundenen Services eine Verbesserung der Kommunikation gewährleisten.



Grafik aus einem Vortrag von R. RAULE in Hamburg im Rahmen der Tagung eHealth, Dez. 2008 (http://www.hamburg.de/contentblob/973444/data/25-dialog-vortrag-raule.pdf, 27.10.2012)

- ***Gebärdensprachfilme:***
  In Webseiten integrierte kleine Filmsequenzen zeigen eine/n Gebärdensprachdolmetscher/in, die/der den Text der Seite in Gebärdensprache übersetzt.
- ***VRS (Video Relay Services)***
  Über ein Videodisplay mit integrierter Kamera und einer online zwischengeschalteten Servicestelle kann eine direkte Kommunikation zw. Gehörlosen u. z.B. einem/einer Arzt/Ärztin ermöglicht werden. Die gehörlose Person kommuniziert mit der Servicestelle in Gebärdensprache, die Servicestelle gibt zeitversetzt die Information über Telefon an den Arzt/die Ärztin weiter.
- ***VRI (Video Remote Interpreting)***
  Hier erfolgt die Kommunikation über Videodisplay und Webcam just in time in „Simultanübersetzung“
- ***Video-Telephonie***
  Über in Smartphones, Notebooks und PCs eingebaute Webcams können Gehörlose via Skype oder andere Applikationen untereinander bzw. mit gebärdensprachkundigen Menschen kommunizieren.
- ***SQUAT (Signing Question and Answer Tool)***
  Übersetzungsservice zwischen Deutsch und deutscher Gebärdensprache, jede/r kommuniziert in der von ihr/ihm beherrschten Sprache (siehe dazu www.sqat.eu/, 27.10.2012)
- ***Andere mobile Geräte***

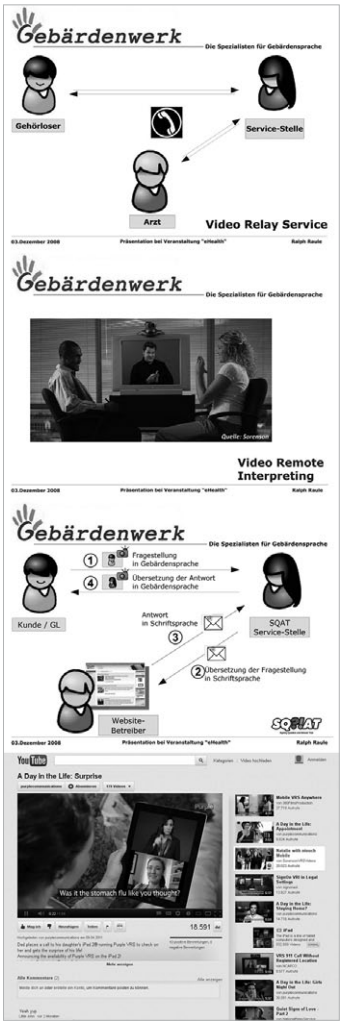


Abb. 1-3: erläuternde Darstellungen zu VRS, VRI und SQAT aus RAULE 2008, ebd.;
Abb.4: Bewerbung des i-phones für gehörlose Menschen via youtube,
http://www.youtube.com/watch?v=lN62MS_jmM4&feature=related, 27.10.2012

zung von Internet und anderer, vornehmlich lautsprachegebundener Kommunikationsmittel keine zusätzlichen Probleme.

Dies trifft aber auf Gehörlose nur in eingeschränktem Ausmaß zu, sodass hier eine Unterstützung nur dann als solche wahrgenommen wird, wenn sie auf der Verwendung von Gebärdensprache basiert. Zwar gibt es – nicht zuletzt durch die Entwicklung und das Zusammenwachsen der IKT und die wachsende Verfügbarkeit breitbandiger Übertragungstechniken – sehr ambitionierte Projekte zur Übersetzung von Laut- und Schrift- in Gebärdensprache (siehe Kasten); von einem standardisierten Angebot auf breiter Basis sind wir jedoch noch weit entfernt.

Voraussetzungen für barrierefreie Nutzung der neuen Medien

Neue Medien und insbesondere die in diesem Umfeld entwickelten Kommunikationstechnologien können, soweit sie barrierefrei gestaltet sind, die Situation von sinnesbehinderten Menschen nachhaltig verbessern. Dies geht auch klar aus den Statements der befragten Menschen hervor: Sie beurteilen die neuen Möglichkeiten grundsätzlich positiv, weisen jedoch immer auch auf behinderungsspezifische Zugangsprobleme hin. Es sind vor allem drei Bereiche, an denen die Verbesserung der Situation festgemacht werden kann:

Barrierefreier Zugang zu Bildung- und Ausbildung

Die technischen Innovationen im Bereich der Computertechnologie – insbesondere sind es hier die Bereiche der automatischen Spracherkennung und der synthetischen Sprachausgabe - haben z.B. für Blinde nicht nur die Erstellung ‚lesbarer' Materialien drastisch vereinfacht und verbilligt; der große Vorteil liegt vor allem in der Tatsache, dass blinde und stark sehbeeinträchtigte Menschen bei entsprechender Verfügbarkeit eines Standard-PCs mit einigen Zusatzkomponenten (Braille-Zeile, Braille-Drucker, Spracherkennungs- und Sprachausgabesoftware) auf das gesamte im Internet vorhandene Informationsangebot zugreifen könnten. Für Gehörlose stellt sich die Situation gänzlich anders dar, weil hier die Textlastigkeit aufgrund der Sprachbarrieren zur Hürde wird. Sie benötigen die visuelle Information und hier kann nur das reale und breitflächige Angebot von gebärdendolmetschunterstützten Sendungen eine spürbare Verbesserung mit sich bringen (derzeit in Österreich nur für Hauptabendnachrichten in ORF2, Parlamentsübertragungen und ORF-Servicemagazin „heute konkret").

Barrierefreie Kommunikation innerhalb und außerhalb der Community

Hierin liegt – neben dem barrierefreien Zugang zu Information – einer der Quantensprünge für eine verbesserte Integration sinnesbehinderter Menschen. War ihr Kommunikationsradius noch vor einigen Jahren vornehmlich auf das familiäre und lokal-institutionelle Umfeld beschränkt, so eröffnen die IKT diesen Menschen neue Horizonte. Dies zeigen auch die große Akzeptanz und der rege Zuspruch zu diesen Technologien innerhalb der jeweiligen Communities. Inzwischen findet sich im WWW eine größere Zahl von Portalen, die nicht nur eine Fülle von nützlicher Information bereitstellen, sondern die weit mehr auch als Kommunikationsdrehscheiben über die regionalen und nationalen Grenzen hinaus fungieren; dies gilt sowohl und vor allem community-intern und hat somit positive Auswirkungen auf das eigene Selbstverständnis und -Bewusstsein als Gruppe, eröffnet aber auch Möglichkeiten zum besseren Verständnis und intensiverer Kommunikation zwischen Behinderten und Nichtbehinderten.

Erleichterte Teilnahme am täglichen Leben

In Bezug auf die Inanspruchnahme von Dienstleistungen des täglichen Lebens hat die Auslagerung solcher Dienste ins Internet nicht zu durchaus möglichen Erleich-

Deaflink-Seite des Gehörlosen-Portals Taubenschlag.de

terungen, sondern zu neuen Diskriminierungen geführt. Homebanking, Auskunftssysteme, Fahrkartenbestellung via Internet und Onlineshops bringen nur dann Vorteile, wenn sie für die Gehörlosen und Hörbehinderten in visualisierter Form angeboten werden. Hier ist durch die neue Generation der smartphones sicherlich eine spürbare Verbesserung erfolgt. Doch muss auf legislativer Basis auch in Zukunft sichergestellt werden, dass Dienstleistungsanbieter ihre Angebote barrierefrei und ohne zusätzliche Kostenbelastung gestalten.

Zusammenfassung und Ausblick

Neue Informations- und Kommunikationstechnologien bieten für die Gruppe hörbehinderter Menschen eine Fülle von Möglichkeiten zur vermehrten und gleichberechtigten Teilnahme am gesellschaftlichen Leben und stoßen bei diesen auch auf breite Akzeptanz. Jedoch besteht nach wie vor auch die Gefahr des Aufbaus von Barrieren bezüglich des Zugangs und der effektiven Nutzungsmöglichkeiten für diese Technologien durch ebendiese Menschengruppe. Die Erkämpfung von Zielbestimmungen auf der Ebene des internationalen und des EU-Rechts und nationaler Verfassungen haben seit den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts zwar eine gewichtige Rolle in Hinblick auf die Forcierung gesellschaftlicher Bewusstseinsprozesse gespielt; solange diese Absichtserklärungen jedoch nicht den Status von auf nationaler Ebene privatrechtlich einklagbaren Antidiskriminierungsbestimmungen besitzen, besteht weiterer Handlungsbedarf – auch in Bezug auf die barrierefreie Ausgestaltung der neuen Medien.

Befragung von Betroffenen

Joe Spelbrink, gehörlos

Wo sehen Sie die Chancen der neuen Medien für die Gruppe der Gehörlosen sowie für Menschen mit Hörbeeinträchtigungen?

Auch wenn die Entwicklung in den letzten 10 Jahren ziemlich rasant war, sind noch immer Potenziale vorhanden. Social Media und mobiles Internet haben den Zugang stark verändert. Mobile Geräte wie Smartphones oder Tablets bieten Möglichkeiten der Videokommunikation und Übertragung, die noch Zusatznutzen bieten können. Das Angebot ist oft zu klassisch, um das Potenzial für diese Gruppe zu heben. Das ist einerseits eine Finanzierungsfrage und anderseits sind Innovationen eher rar, weil es vor allem um Barrieren in den Köpfen geht bzw. eine gewisse Risikokultur nicht vorhanden ist. Man darf eines nicht vergessen, die Gruppe der Gehörlosen ist im Vergleich zur Durchschnittsbevölkerung in der Nutzung von neuen Technologien im Alltag immer schon ein Vorreiter gewesen ist. Das Angebot wird dem bisher vergleichsweise wenig gerecht.

a) in Bezug auf die Teilnahme am gesellschaftlichen Leben

Die Kommunikation innerhalb der Community verläuft sehr vielschichtig. SMS und E-Mail sind Standard. Doch die Nutzung von neuen Möglichkeiten wird immer sehr schnell für sich entdeckt. Angebote wie Whatsapp oder iMessage werden von Smartphone-Nutzern überdurchschnittlich verwendet, weil es vergleichsweise zur SMS billiger ist und andererseits Möglichkeiten der Bild- bzw. Videoeinbindung erlaubt. Bei der Videotelephonie ist es ähnlich, auch hier werden eher kostengünstigere und ansprechendere Angebote genutzt. Jedoch betrifft das überwiegend die eigene Community. Sonst bietet Social Media eine Möglichkeit über die Communitygrenzen hinauszugehen.

b) in Bezug auf bessere berufliche Integration

Zumindest für mich sind die neuen Medien ein großer Gewinn. Ohne Skype läuft zwischen mir und meinen Arbeitskollegen nichts mehr. Entscheidend sind Möglichkeiten der unmittelbaren Kommunikation, da in Österreich der Response auf SMS und E-Mail langweiliger geschieht. Das ist auch eine Frage der herrschenden Kommunikationskultur und diese ist von Branche zu Branche verschieden bzw. hängt von der jeweiligen Firmenkultur ab.

Dennoch ist nach wie vor zu erwähnen, dass das Hauptkommunikationsmittel das Telefon ist, wenn es um unmittelbare Dinge geht. Hier macht es sich bemerkbar, dass Gewohnheiten eine ganz große Rolle spielen. Die jüngeren Menschen sind mehr mit den neuen Möglichkeiten affin als die älteren, dementsprechend ist auch die Nutzung. Je nachdem welchen Stellenwert man im Beruf als Gehörloser hat, desto eher werden die Möglichkeiten auch vom beruflichen Umfeld genutzt. Trotzdem gibt es Situationen, welche das Telefon unumgänglich machen. Dafür gibt es inzwischen ein Relayservice, welches eine Schnittstelle für Gehörlose mit der hörenden Telefonwelt darstellt. Hier kommen Neuen Medien zum Einsatz und stellen dann die Kommunikation mit dem Telefongesprächspartner da. Es ist eine Erleichterung und bedeutet mehr Unabhängigkeit, obwohl man in Österreich noch erst am Anfang steht.

Es wird ganz sicher in Zukunft vermehrt mobile Kommunikationsschnittstellen für Gehörlose geben (zB mobile Übersetzungsangebote), einige gibt es jetzt schon. Trotz aller Innovationen ist eine Auseinandersetzung mit den bestehenden Kulturen unabdingbar. Der Nutzungseffekt von Neuen Medien setzt auch eine gewisse Kultur und damit Einstellung voraus und das wird zu oft vergessen. Technologien funktionieren nur dann sinnvoll und gut, wenn man konstruktive Kulturbedingungen schafft.

c) Ausweitung der Kommunikationsmöglichkeiten innerhalb der eigenen Community

Die Community ist im Vergleich zu den 90er Jahren unglaublich global geworden und dank Social Media weltweit vernetzt. Es ist ganz normal dass man Freunde im Ausland und sogar in Übersee hat. Die Möglichkeiten haben zugenommen.

Wo sehen Sie neue Barrieren in Hinblick auf die derzeitige Gestaltung der Medien (accessibility, usability)?
Die Gestaltung von Medien ist immer im Nutzungskontext zu sehen. Verändern sich die Nutzungsbedingungen, dann verändert sich auch die Gestaltung. Er kann z.B. vorkommen, dass bestehende Websites, die über keine an die Ausgabegeräte (Smartphones, Tablets) adaptierte Ansichten mit flexiblen Layouts verfügen, zu neuen Barrieren werden können. Das gilt nicht nur für Gehörlose, sondern auch für alle. Accessibility ist kein behinderungsspezifisches Thema, sondern eines der naturgegebenen Wahrnehmungspräferenzen. Und diese betreffen alle Menschen gleichermaßen.

Auch wenn es immer mehr barrierefreie Angebote gibt, sind viele gar nicht bekannt. Ein Beispiel: Was nützt einem Museum ein Multimediaguide in Gebärdensprache, wenn das aktuelle Angebot über Neue Medien schwer zu finden ist bzw. man gar schwer darauf aufmerksam wird? Hier macht sich bemerkbar, wie oft bei Angeboten zu kurz gedacht wird. Viele für Gehörlose relevante Angebote sind auf Websites ziemlich versteckt bzw. in Suchmaschinen nicht auffindbar (das sind im Prinzip dann die eigentlichen Barrieren). Auch hier ist die Kulturfrage ein wesentliches Thema. Meiner Meinung nach kann der Fokus der symbolischen Sprache des barrierefreien Angebots auf die Behinderung die Nutzungsakzeptanz einschränken. Viele barrierefreie Angebote sind auch für Nichtbehinderte von Nutzen, wenn man das nur erkennt. Ein gutes Beispiel ist die Änderung des visuellen Symbols für Untertitel im Fernsehen. Im ORF wurde das durchgestrichene Ohr durch das neutrale UT (für Untertitel) ersetzt. Das ist ein Usus, der in den neuen Medien selbstverständlich ist (z.B. CC für Closed Captions auf Youtube).

Welche Standards müssten eingehalten werden, damit auch Gehörlose und Menschen mit Hörbeeinträchtigungen diese Medien voll nutzen können?
Wichtig ist, dass die Struktur und die visuelle Gestaltung klar ist und die Sprache leicht verständlich ist. Bilder und der visuelle Anspruch sind für gehörlose unabdingbar. Ganz besonders ist, dass Texte in kurzen Absätzen gegliedert und mit Zwischenüberschriften versehen sind. Bei Webvideos sollte in den meisten Fällen Untertitel einsetzen. Ansonsten sind gehörlose Menschen vergleichsweise mit wenigen Barrieren konfrontiert, dies ist jedoch abhängig vom Bildungsniveau. Wichtig ist, daß Infos die akustisch wiedergegeben werden auch visuell vorhanden sind bzw. darauf hingewiesen wird. Gebärdensprachige Videos können Texte übersetzen oder Informationen spannend aufbereiten und eine erste Übersicht liefern. Wie der inhaltliche Kontext gestaltet ist, ist ganz wesentlich und gilt an sich für alle Inhalte in den neuen Medien.

Gibt es Angebote im Web, die Sie für Ihre Gruppe als vorbildlich gestaltet erachten?
Es gibt noch nicht wirklich das, was ich mir selbst vorstelle. Die Zeit ist längst überreif für solche Angebote! Die technischen Rahmenbedingen sind bereits da. Interessant werden die Webangebote sein, die Webvideos in Gebärdensprache in einem spannenderen mit Optionen versehenen Kontext einsetzen. Generell würde ich sagen, solange man Angebote als für die spezielle Zielgruppe betrachtet, wird das Potenzial brach liegen. Klassische Gestaltung nur zusätzlich ausgerichtet auf Gehörlose greift für mich einfach zu kurz. Wahrscheinlich wird es sich erst ändern, wenn die Videostreamingtechniken schnellere Übertragungen erlauben. Letztlich geht es immer um Einstellungen der handelnden Personen auf der Contentanbieterseite.

Was benutzen Sie selbst, worüber ärgern Sie sich am meisten, wo sehen Sie positive Entwicklungen?
Wie bereits erwähnt benutze ich im beruflichen Umfeld besonders Skype bzw. IMO neben E-Mail. Ganz besonders nützlich für mein persönliches Wissensmanagement ist Twitter, von dort erfahre ich inzwischen (mit den richtigen Leuten vernetzt) alle berufsrelevanten Entwicklungen, die ich früher umständlich über die Suchmaschine zusammensuchen musste. Das heißt zum Teil schon, die für mich relevanten Informationen finden inzwischen mich. Ich nutze diese Möglichkeit immer stärker, wenn ich unterwegs bin. Man überbrückt einerseits die Zeit und andererseits ist der Fokus auf eine einzige Anwendung wesentlich stärker als am Desktop (d.h. Reizüberflutung).

Natürlich wird auch die klassische Suche über die Suchmaschinen verwendet, aber vergleichsweise weniger als früher. Ich suche oft über Twitter, weil da die Ergebnisse vergleichsweise ungefiltert und von Menschen als sinnvoll erachtet geteilt werden. Die Informationen sind daher wertvoller. Die Ergebnisse über die Suche via Google oder den Stream in Facebook haben inzwischen einen negativen Beigeschmack, sie sind durch Algorithmen so stark personalisiert, dass Überraschendes bzw. bisher Unbekanntes einem verborgen bleibt. Ich halte das für die Kehrseite des Internets.

Was mich besonders ärgert sind immer wieder die Versuche der Industrie neue Zäune aufzuziehen anstatt selbst für weitsichtige Innovationen zu sorgen bzw. sich zu ändern und die Geschäftsmodelle zu adaptieren. Ich finde sogar das Urheberrecht in der bestehenden Form als veränderungsbedürftig, weil es auf Bedingungen ausgerichtet war, die es heute nicht mehr gibt.

Wie groß schätzen Sie den Prozentanteil innerhalb der Gehörlosen u. Hörbeeinträchtigten ein, der die Medien im täglichen Leben nutzt?
Bei den jungen Generationen gibt es kaum jemanden, der die neuen Medien nicht nutzt. Ich schätze, dass 70-80% der Gehörlosen die neuen Medien nutzen. Es ist inzwischen eine Selbstverständlichkeit geworden. Das mobile Internet wird immer stärker benutzt, wie aktuelle Zugriffsdaten nach einem Relaunch einer Vereinsseite von einer Gehörlosen-Institution beweisen, wo die meisten Zugriffe inzwischen von einem Smartphone kommen. Wie schon erwähnt, sind die Gehörlosen relativ schnell, was die Nutzung von neuen Technologien betrifft. Auch ältere Semester nutzen das im Vergleich zur Normalbevölkerung überdurchschnittlich, da diese Technologien ein Stück mehr Freiheit bedeuten, auch wenn damit gewisse Kosten verbunden sind.

Jo Spelbrink ist Multimedia Designer. Er ist seit 2001 in diversen sozialen Projekten tätig. Von 2001 bis 2004 war er Vizepräsident des „Österreichischen Gehörlosenbundes (ÖGLB)". In dieser Zeit war er für den öffentlichen Auftritt von Projekten verantwortlich und hat nebenbei einige Multimediaprojekte realisiert. Er ist Gründungsmitglied von „accessible media – Zugang für alle", der österreichischen Interessenvertretung für barrierefreie Medien. Seit dem Frühjahr 2007 ist er für „Freak-Radio" tätig und leitet seit 2008 das Projekt „Best Practice International".
Jo Spelbrinks schulische Sozialisation erfolgte zu einer Zeit, als die Gebärdensprache noch nicht als eigenständige Sprache der Gehörlosen anerkannt war – mit all den Defiziten, die eine auf oraler Kommunikation basierende Schulbildung mit sich bringt. Er hat Gebärden erst nach Beendigung seiner Schullaufbahn erlernt und betont, dass diesem Lernprozess gewissermaßen „therapeutischer Charakter" zukam.

José Pedro Amaral, Lissabon, 53 Jahre, taubblind (seit 2005/06 cochlea-implantiert)

Chancen durch neue Medien

a) *in Bezug auf eine verbesserte soziale Integration*
IKT bieten eine Fülle von Möglichkeiten, setzen aber voraus, dass sinnesbehinderte Menschen notwendige Informationen und Hilfestellungen bekommen. Dann kann dies dazu beitragen, die Isolation zu verringern, die Teilhabe am gesellschaftlichen und emotionalen Leben zu ermöglichen und damit ein autonomeres Leben zu gewährleisten.

b) *in Bezug auf eine bessere Integration in den Arbeitsmarkt*
Wenn die vorher erwähnte Hilfestellung gegeben ist, verfügen selbst taubblinde Menschen über ein Arbeitswerkzeug, welches ihnen auch den Zugang zur Arbeitswelt ermöglicht; diese Teilhabe wiederum ist für die Betroffenen ein Gradmesser für die persönliche Leistungsfähigkeit.

c) *in Bezug auf verbesserte Kommunikation innerhalb der eigenen Community*
Ja natürlich, die verstärkte und verbesserte Kommunikation unterstützt die Einsicht, dass andere taubblinde Menschen die gleichen Probleme, die gleichen Lebensbedingungen und Wünsche haben …

Neue Barrieren durch die Gestaltung von Webseiten (accessibility, usability)?
Ja, es gibt solche Barrieren, aber immerhin ist eine Tendenz festzustellen, sie zu reduzieren bzw. zu beseitigen. So gibt es hier bei uns Internetforen, wo solche Fragen intensiv diskutiert werden und die Resultate beginnen sich bereits auf der Ebene eines barrierefreieren Webdesigns niederzuschlagen bzw. durch entspr. Software Seiten mit Bildern und Animationen in reine Textseiten umzusetzen, was seinerseits auch eine Navigation auf Braille-Basis erleichtert.

Wünschenswerte Standards für Deafblind beim Gebrauch von neuen Medien?
Es ist wünschenswert, dass die WAI-Empfehlungen in Bezug auf barrierefreies Webdesign verstärkt zur Anwendung kommen.

Da es verschiedene Ausprägungen von Taubblindheit entsprechend dem Grad der verbliebenen Sehfähigkeit gibt, ist – wie z.B. in meinem Fall - ein optimaler Bildkontrast sehr wichtig. Was aber für mich wünschenswert ist, ist es oft nicht für die Webdesigner. Durch die Berücksichtigung der WAI-Empfehlungen, der Verwendung von Styleguides, eröffnen sich Möglichkeiten der Personalisierung von Webseiten. Für Braille-Anwender setzt dies vor allem voraus, dass Hyperlinks kontextfrei dechiffrierbar, Bilder und Icons konsequent untertitelt, Audiotext und Videopassagen durch zusätzlichen Text erläutert werden.

Das heißt jetzt nicht, dass Webdesign nur auf Textbasis erfolgen muss, dass aber durch barrierefreie Gestaltung Seiten entsprechend den Bedürfnissen des jeweiligen Nutzers darstellbar sind. Soweit Webdesigner gewisse Gestaltungsauflagen einhalten, können moderne Screenreader solche Seiten ohne Schwierigkeiten für Taubblinde übersetzen.

Beispiele für „good practice“ in Bezug auf Usability und Accessability von Websites für Taubblinde?
PC-Benützer können heutzutage Hard- und Software relativ gut auf ihre Bedürfnisse abstimmen. Hier in Portugal gibt es inzwischen eine Reihe von barrierefrei gestalteten Seiten, z.B. www.acessibilidade.net oder die brasilianische Seite von REDE SACI sind sehr empfehlenswert (www.saci.org.br). All diese Seiten berücksichtigen in mehr oder weniger starkem Ausmaß die WAI-Empfehlungen.

Wie hoch schätzst Du den Prozentsatz von Menschen innerhalb der eigenen Community ein, die von modernen IKT Gebrauch macht?
Ich persönlich habe mit mehreren Menschen aus Brasilien, Spanien und Portugal Kontakt, bin aber sicher, dass es weit mehr gibt, die davon schon Gebrauch machen. Meine Internetkontakte haben mich schließlich in den letzten Jahren dazu motiviert, selbst an Tagungen und Konferenzen von taubblinden Menschen im Ausland, u.a. in Sao Paulo, teilzunehmen.

Dein persönlicher Zugang zu den neuen Medien
Obwohl ich bereits in den Jahren 1988-90 Informatik-Kurse besucht habe (mit einem PC für jeweils vier Teilnehmer), war ich damals nicht sehr erfolgreich – Probleme durch mein Graues Star-Leiden machten es mir unmöglich, vom Bildschirm zu lesen.

1998/99 – nun schon taubblind – besuchte ich einen Word97-Kurs, aber aufgrund der Schwierigkeiten, die die Trainer hatten, sich mit mir zu verständigen, lernte ich im Grunde nur den Gebrauch der Tastatur, um Texte und eigene Gedichte niederzuschreiben. Der wirkliche Sprung vorwärts erfolgte erst, als ich – gefördert durch einen Hilfsmittelfonds - mei-

nen ersten eigenen PC bekam. Das erlaubte es mir erstmals wirklich, meine Isolation in der Kommunikation mit anderen Menschen, meine Abgeschnittenheit von der übrigen Welt zu durchbrechen. Heute betrachte ich mich als einen Autodidakten, der aus Problemen heraus und durch Meinungsaustausch mit anderen Cyberfriends lernt, sowohl auf virtueller, als auch auf nicht-virtueller Basis. Ich kann abschließend nur hervorheben, dass der Einsatz von modernen Informations- und Kommunikationstechnologien eine ausgezeichnete Maßnahme zur Befähigung und Wiedereingliederung von taubblinden Menschen darstellen kann und damit auch ein Schlüsselelement zur Verminderung von Isolation und zur Sicherstellung von persönlichem Wachstum in mentaler und emotionaler Hinsicht darstellt.

Ich selbst benütze verschiedenste Applikationen und Hilfsmittel, die mir den Zugang zu Medien wie gedruckte Information, Internet und TV, aber auch viele Alltagsverrichtungen erleichtern:

- *CCTV (Closed Circuit-Television): mit Videokamera verbundener Videoscreen, erlaubt es, jede Art von gedrucktem Text so zu vergrößern, dass er für mich lesbar wird.*
- *ZoomText: Software, die es ermöglicht, Bildschirmdarstellungen in für mich lesbarer Weise zu vergrößern, diesen Text in synthetische Sprache zu übertragen und so den PC ohne Bildschirm benutzen und bedienen zu können.*
- *Fernseh-Bildübertragung via Beamer auf Leinwand, um trotz Sehbeeinträchtigung Bildinhalte zu erkennen.*
- *MobilePhone-Kommunikation via TALKS-Software und OCR (OpticalCharakterRecognition) erlauben mir, das Handy über akustischen Output bedienen zu können – bei Drücken einer Handytaste bekomme ich ein akustisches Feedback mit Steuerungsanweisungen.*
- *Armbanduhr mit akustischer Zeitansage und Vibrationsalarm als Weckmöglichkeit.*
- *Ulrea-Cane: Ein Stock, der Hindernisse erkennen und akustisch bzw. über Vibration anzeigen kann, erleichtert mir die Orientierung, wenn ich außerhalb der Wohnung unterwegs bin.*
- *Küchenmaschine mit Soundoutput erlaubt mir, selbst Gerichte zuzubereiten; bei Bedienung über ein Tastenfeld erfolgt ein akustisches Feedback, das über Eingabe und Verlauf der eingegebenen Anweisungen informiert.*

Du hast 2005/2006 durch Cochlea-Implantate Dein Hörvermögen zumindest in Grenzen zurückgewonnen. Wie würdest Du rückschauend deine nunmehrige Situation beurteilen?

Die Implantate machten es mir möglich, wieder zu hören, von singenden Vögeln über das Geräusch des Windes oder Wasser, das von einem Springbrunnen herunterfällt - tlw. höre ich Geräusche, die ich nie zuvor wahrnehmen konnte. Die wichtigste Verbesserung aber war, dass ich wieder mit Menschen kommunizieren konnte – ich kann das Telefon benutzen und an Gesprächen teilnehmen, was über die Verständigung durch auf meine Haut übermittelte kurze Informationen nur sehr eingeschränkt möglich war. Ich war ein kommunikativer Mensch, aber nach dem zunehmenden Verlust des Gehörs war ein Austausch nur in Grenzen möglich. Viele Leute hatten auch Probleme, sich durch das Schreiben auf meiner Haut mit mir zu verständigen. Aber selbst jene, die kein Problem damit hatten, konnten sich nur auf das Notwendigste beschränken, weil es einfach zu viel Zeit in Anspruch nehmen würde, all das mitzuteilen, was man bei normalsprachlicher Kommunikation sagen würde. Durch die Implantate kann ich jetzt auch viel mehr Software am PC oder andere, oben erwähnte Hilfsmittel mit akustischem Output nutzen. Und ich kann mich jetzt auch ohne fremde Hilfe außerhalb der Wohnung aufhalten, Leute besuchen und Wege erledigen und vor allem auch wieder Musik hören, eine meiner früheren, liebsten Freizeitbeschäftigungen, die mir über Jahrzehnte verwehrt war.

José Pedros Behinderung begann bereits in der Kindheit, zuerst mit Schwerhörigkeit, ab dem Schulalter mit zunehmender Sehbeeinträchtigung; ab dem 30 Lebensjahr verschlechterte sich sowohl sein Hör- als auch sein Sehvermögen drastisch, sodass er faktisch taub und stark sehbeeinträchtigt war. Auslösender Faktor war eine relativ seltene Erkrankung (Stargardt-Syndrom). José Pedro arbeitete für einige Jahre in einer Hilfsmittelabteilung des portugiesischen Bildungsministeriums, welche Materialien für sehbehinderte Studierende aufbereitete. Seit kurzem ist er frühpensioniert und führt insbesondere seit der Cochlea-Implantierung ein weitgehend selbstständiges Leben. (Übersetzung: Isabel Amaral/Eduard Fuchs)

*) *Überarbeitete und aktualisierte Fassung eines Aufsatzes, der erstmals 2003 erschienen ist in: W. Aichinger/F. X. Eder/C. Leitner (Hg.), Sinne und Erfahrung in der Geschichte. Wien u.a. 2003*

LITERATUR

H. LANE, Mit der Seele hören. Die Lebensgeschichte des taubstummen Laurent Clerc und sein Kampf um die Anerkennung der Gebärdensprache, München 1990.

O. SACKS, Eine Anthropologin auf dem Mars. Sieben paradoxe Geschichten, Reinbek 1995.

ders., Stumme Stimmen, Reise in die Welt der Gehörlosen, Reinbek 1992.

WROBLEWSKI/UNGER, Sozialerhebung 2002, Studie des IHS, Gesundheitlich beeinträchtigte Studierende, 431 – 468. (http://www.bmbwk.gv.at/start.asp?bereich=1&OID=9051, 06/2003).

Im Internet:

BIZEPS: Gleichbehandlung, in: http://www.bizeps.or.at/links.php?nr=20 (27.10.2012)

Einfach für alle: http://www.einfach-fuer-alle.at/ (20.9.2012)

B. KINDLER, Helen Keller, Schriftstellerin und Kämpferin für die Blinden - „Ich sehe mit der Seele", Vortragsreihe „Berühmte Frauen in Vergangenheit und Gegenwart" (1999), in: http://www-wnt.gsi.de/kindler/Helen/helen.doc , (27.10.2012)

S. KLOTZ, Vergessene Zielgruppe des Internets? Gehörlose und Internet – Analyse der Bedürfnisse einer Zielgruppe und Schlussfolgerungen am Beispiel Berlins, Potsdam 1998. In: www.taubenschlag.de (leicht gekürzte Online-Ausgabe, Seitenzugriff 06/ 2003 – die Arbeit ist nunmehr (20.9.2012) auf http://www.taubenschlag.de/cms_pics/arbeit.pdf zu finden)

L MÖBUS, Sprachbarrieren überwinden: Bedeutung und Bedarf Deutscher Gebärdensprach-Filme, Berlin 2009 (Bachelorarbeit), http://www.taubenschlag.de/cms_pics/BA_Sprachbarrieren_Lisa_Moebus_Internetversion.pdf (27.10.2012)

R. RAULE, Die Kommunikation gehörloser Menschen, Vortragsunterlagen unter http://www.hamburg.de/contentblob/973444/data/25-dialog-vortrag-raule.pdf (27.10.2012)

R. SCHULMEISTER, ViSiCAST, Übersetzung in und Generierung von virtueller Gebärdensprache im Fernsehen und Internet, in: FIfF-Kommunikation, 13. Jahrgang, Heft 2/2000, http://fiff.informatik.uni-bremen.de/itb/fk13.html (27.10.2012)

Empfehlenswerte Websites

http://www.bizeps.or.at/ (27.10.2012)

www.dgsd.de/Deaf/ (27.10.2012)

http://www.dgs-filme.de/GWHomepage/ (27.10.2012)

http://dovenwereld.boogolinks.nl/ (27.10.2012)

http://signteach.fh-joanneum.at (27.10.2012)

www.signwriting.org/ (27.10.2012)

http://www.visuelles-denken.de/ (27.10.2012)

http://www.taubenschlag.de/ (27.10.2012)

Antidiskriminierungsgesetze / Independent-Living-Bewegung / Barrierefreies Web

http://en.wikipedia.org/wiki/Americans_with_Disabilities_Act_of_1990, 20.9.2012

http://www.bizeps.or.at/gleichstellung/rechte/bvg.php (20.9.2012)

http://publikationen.aktion-mensch.de/barrierefrei/Studie_Web_2.0.pdf (20.9.2012)

Nachrichten in Gebärdensprache:

http://www.rts.ch/video/emissions/signes/4371327-30-ans-quelle-histoire.html (5.11.2012)

http://www.videoportal.sf.tv/video?id=b6cfdee3-44dc-4df6-b34f-7186f5c9372e (5.11.2012)

http://tvthek.orf.at/programs/4660089-heute-mittag/episodes/4839303-heute-mittag/4839691-Barrierefreiheit-im-ORF (5.11.2012)

http://www.bbc.co.uk/accessibility/on_the_bbc/bsl_signed.shtml (5.11.2012)

Beiträge zur Fachdidaktik 3/2012

Ewald Hiebl

Vom Hören und Sagen

Hörfunk und Ton als historische Quelle und als mediales Produkt

Unsichtbarkeit und Flüchtigkeit des Tones

In seinem „Versuch über die Jukebox" widmet sich Peter Handke dem Ton, der in Gestalt der Musikautomaten in die Lebenswelt eindringt und sie durch Musik und Text verändert. Der Ton wird zum Element der Identifikation, der Inklusion und Exklusion. Er öffnet den kleinen abgeschlossenen Raum zur Welt, er ist Mittel der Entgrenzung. Es geht aber nicht nur um laute Musik, sondern auch um die feinen Zeichen, um das Knistern der Platte, das zur Hörgewohnheit wird, oder um das Klicken und Surren des Musikautomaten, der gleichberechtigt zur Musik vertraute Geräusche erzeugt (Handke 1990).

Das ist keine Erfindung der Nachkriegszeit. Die Mediengeschichte ist über Jahrtausende geprägt vom akustischen Element. Geschichten wurde von Generation zu Generation tradiert. Die antiken Sänger unterhielten und informierten das Publikum, sie stellten aber mit Musik und Erzählung auch die Verbindung zur Welt der Götter her. Im Mittelalter fesselten die Prediger ihr Publikum, lange bevor der Buchdruck aufkam. Auf dem Marktplatz, selbst im Kirchenraum wurden Theater aufgeführt, die allegorische Botschaften vermitteln, deren Träger das gesprochene Wort war (Faulstich 2006:75f, 117f).

„Menschmedien" konnten ohne Ton nicht funktionieren, und bis heute kommt kaum ein neues Medium – vielleicht mit Ausnahme der Fotografie – ohne Ton aus. Selbst der Film bemächtigte sich rasch des Tones, um vollständig zu erscheinen. Grammophon und Radio sind per se akustische Medien. Selbst das Internet, in dem Wort und Bild zugegebenermaßen dominieren, wird aufgrund der technischen Möglichkeiten immer akustischer.

Es verwundert deshalb, dass – anders als beim Bild – die akustischen Botschaften keine systematische Analyse erfahren. Semiologie, Ikonographie oder Ikonologie haben sich zu etablierten Disziplinen im interdisziplinären Zugang zum Bild entwickelt. Phonologie und Phonetik sind Teilgebiete der Sprachwissenschaft, die sich ausschließlich mit sprachlichen Lauten und deren Funktionen im grammatischen und pragmatischen Kontext beschäftigen. Eine der semiologischen Bildanalyse auch nur annähernd gleich elaborierte Auseinandersetzung mit dem Ton hat bislang nicht stattgefunden. Ein Grund dafür liegt sicherlich in der Flüchtigkeit des Tons. Im Gegensatz zu den Bildern konnten die Töne bis ins ausgehende 19. Jahrhundert nicht gespeichert werden und die Zeiten überdauern. Die stetige Akkumulation von Bildern sorgte schon früh für eine intensive Auseinandersetzung, der permanente Verlust des Tones führte zu seiner Ausblendung aus der Geschichte.

Radio als „vergessenes Medium"

Radio gilt als „the forgotten medium" (Pearse/Dennis 1993). Tatsächlich ist auch das wissenschaftliche Interesse am Radio als Informations- und Unterhaltungsmedium im Vergleich zu Film, Fernsehen, aber auch den neuen Medien Internet und CD-Rom erstaunlich gering – mit wenigen Ausnahmen – wie den zahlreichen Arbeiten zur Instrumentalisierung des Radios als Propagandainstrument der Nationalsozialisten. Dieses vergleichsweise geringe Interesse am Radio erstaunt angesichts der Nutzung des Mediums. Von den 1930er bis 1950er Jahre war das Radio in den USA und in Europa das elektronische Leitmedium. Noch heute ist die tägliche Nutzungsdauer beachtlich: So hörten die Österreicher und Österreicherinnen im Jahr 2011 täglich 200 Minuten Radio. Das ist um sieben Minuten mehr als 1995. Vom Aussterben des Mediums kann keine Rede sein. Zum Vergleich: Die tägliche Nutzungsdauer des Mediums Fernsehen lag 2011 bei 167 Minuten (Medienforschung. ORF 2012)

Vom Erzählen der Geschichte

Ziel der Massenmedien ist es, Aufmerksamkeit zu erlangen. Aufmerksamkeit, so der Medientheoretiker Norbert Bolz, „ist schlechthin die knappste aller Ressourcen geworden, und genau darum wird jetzt ge-

kämpft". Infotainment sei eine Notwendigkeit geworden, nicht nur in den Medien, sondern etwa auch an den Universitäten (Bolz 1997:46f). Wie erzählt nun das Medium Hörfunk? Welche Möglichkeiten gibt es, Aufmerksamkeit zu erlangen? Ton und Sprache fungieren als Grundelemente. Radio ist aber nicht bloß „das Medium des gesprochenen Wortes, sondern das Medium verschiedenartiger akustischer Signale, die gleichzeitig von einem dispersen Publikum rezipiert werden" (Häusermann 1998:59).

Das Grundelement Ton ist – wie bereits eingangs erwähnt – in der historiografischen Quellenkritik weniger problematisiert als (stille wie bewegte) Bilder oder schriftliche Quellen und Überlieferungen. Dass Bilder kein objektives Abbild der Wirklichkeit sind, ist heute allgemein anerkannt. Beim Ton scheint dieses Bewusstsein noch nicht vorhanden zu sein, weshalb Gedanken zu einer Quellenkritik des Hörfunks sinnvoll erscheinen.

Eingriffe und Veränderungen sind im Hörfunk ‚normal' und deshalb im Zuge einer Quellenkritik zu berücksichtigen:

- Schon die Aufnahme verändert die Wirklichkeit, etwa durch die Art und die Platzierung des Mikrofons. Die verschiedenen Charakteristika von Mikrofonen nehmen unterschiedliche Räume auf. Nahbesprechungsmikrofone etwa bilden nur den akustischen Raum ab, der sich unmittelbar vor dem Mikrofon befindet. Mikrofone mit Kugelcharakteristik hingegen nehmen einen kugelförmigen Raum rund um das Mikrofon auf. Ähnlich wie die Kadrierung des Bildes selektiert also auch die akustische Aufnahme Teile der Wirklichkeit. Häufig werden Töne zudem künstlich produziert und besitzen in der Wirklichkeit kein Äquivalent im Sinne eines *signifié* nach De Saussure. Auch die Weiterbearbeitung durch Filtern, Dämpfen, Verzerren oder Stimmveränderung wie das Betonen von Bässen verändert den Originalton.
- Im Prozess der Gestaltung von Sendungen kommt es zur Veränderung des zeitlichen Ablaufs. Der Ton wird nicht unbedingt in der aufgenommenen Abfolge wiedergegeben, sondern kommt in einen neuen Kontext. Töne, die bereits ‚gehört' wurden, beeinflussen die Rezeption der nächsten Töne. Das wird vor allem deshalb ‚vergessen', weil durch die Vorführung im Kontinuum eine zeitliche Abfolge, die eine bestimmte Logik vorgibt, suggeriert wird. Auch Töne, die gleichzeitig zu hören sind – wie Interviews und unterlegte Musik –, beeinflussen sich gegenseitig in ihrer Bedeutung.
- In der Produktion von Radiosendungen werden bewusste Veränderungen vorgenommen. Durch die Auswahl von Aussagen kann der Kontext von gesprochenen Texten verloren gehen. Schnitte verkürzen Aussagen, und Versprecher oder Sprechpausen, die über Befindlichkeiten von Sprechern – etwa über ihre Unsicherheiten – Auskunft geben, fallen weg (Hiebl 2004).

Eine über die Veränderung von Tönen hinausgehende Problematik stellt der Beleg von in Sendungen verwendetem Audiomaterial dar. Anders als bei schriftlichen Texten oder auch bei Bildern und Filmen (etwa durch Inserts) ist der Beleg von Audioquellen nur in Form einer zusätzlichen Information über die Moderation möglich, womit eine durchgängige Erzählung unterbrochen wird. Eine Alternative dazu stellt schriftliches Begleitmaterial wie ein Booklet zu einer CD dar, wodurch jedoch ein zweites Medium zur Vermittlung geschaffen werden muss.

Das Medium Hörfunk besitzt durch die Beschränkung auf akustische Informationen allerdings auch zwei ‚Vorteile' gegenüber anderen Medien. Zum einen erleichtert das Radio dem Hörer die Konzentration auf die sprachliche Ebene, die als Träger der Information stärker in den Vordergrund tritt als bei einer audiovisuellen Vermittlung. Zum anderen entfällt die häufig zu verfälschenden Aussagen führende Notwendigkeit der Visualisierung von Texten. Ausgehend von der Annahme, dass Geschichte als „Konstruktion" immer bloß eine Annäherung an eine historische Wirklichkeit darstellt, bieten sich daher im Hörfunk zwar weniger mediale Möglichkeiten, damit aber auch weniger ‚Fehlerquellen'.

Hörfunk ist jedoch nicht bloß Fernsehen ohne Bild. Das Radio benötigt keine Visualisierung, keine Bilder und Kulissen. Es arbeitet jedoch insofern auch mit dem Medium Bild, als es Visualisierungen suggeriert. Der im Hörfunk präsentierte Raum wird deshalb auch als „produktive Täuschung" bezeichnet. Gewisse akustische Elemente sind typisch für Räume. So werden in einem Innenraum tiefe Frequenzen betont. Die Größe eines Raumes wird durch Hall suggeriert. Typische Geräusche wie Straßenlärm weisen auf bestimmte Räume hin (Bitzenhofer 2001:159-161).

Verschiedene akustische Elemente fungieren als Bedeutungs- und Informationsträger. Das gesprochene Wort ist Grundträger der Information und trägt das ‚Wissen'. Es beschränkt sich jedoch nicht auf den kognitiven Bereich. Auch hier gibt es Möglichkeiten zur Emotionalisierung: durch Intonation, Tonfall, aber auch Sprechpausen und andere dramaturgische Elemente. Als gesprochenes Wort gilt der von einem Moderator vorgetragene Text ebenso wie der „Originalton" eines Interviewpartners. Nichtsprachliche Elemente wie Musik oder Geräusche besitzen nur in Ausnahmefällen die Funktion, Wissen über Sachverhalte zu vermitteln. In den meisten Fällen dienen sie dazu, zu emotionalisieren, Stimmung und Authentizität auszudrücken. Ein Geräusch kann in eine Situation einführen, die durch das gesprochene Wort

dann erklärt wird. Häufig reichen wenige Sekunden, um eine Szene zu ‚illustrieren'.

Der Wandel von Hörgewohnheiten

Menschen ‚gewöhnen' sich an mediale Erzählstrukturen. Das kann zunächst bedeuten, dass neu aufkommende Medien besondere Aufmerksamkeit erfahren, die im Laufe der Zeit wieder zurückgeht. Das Medium wird zum ‚Nebenbeimedium', das mit peripherer Aufmerksamkeit konsumiert wird. Am Beispiel des Radios wird ersichtlich, wie sehr allein die technischen Möglichkeiten der drahtlosen Übertragung von Ton die Menschen zu Beginn begeisterten. Der Inhalt war zunächst sekundär. Die Sendungen wurden dennoch aufmerksam und vollständig rezipiert. Es gab in den 1920er Jahren Apologien auf das Radio, das nun Kunst und Kultur in periphere Regionen bringe und deren Bewohner bilde und das – wie Albert Einstein hoffte – zum Mittel der Völkerverständigung werde. Es gab aber auch heftige Kritik, wie jene in Hesses Steppenwolf, wo vom Radio als „Brachialschleim" ausstoßendem Gerät die Rede ist. Schließlich ging die technische Begeisterung langsam zurück. Radio blieb jedoch bis in die frühen 1960er Jahre das „Leitmedium", ehe es vom Fernsehen dieser Funktion beraubt wurde (Hiebl/Ravagianer 2009:10-19).

Auch die „Hörrhythmen" der letzten Jahrzehnte haben sich gewandelt. Die Originaltöne im Hörfunk wurden kürzer. Lange Sendungen wurden gekürzt oder in Journale mit kürzeren Beiträgen umgewandelt. Auch der Trend zum „Flächenradio" zeigt in diese Richtung. Statt fixierter Programmflächen mit längeren Sendungen zu einem Thema werden im Flächenradio kurze Informationsinputs mit Musik-, Unterhaltungs- und Serviceelementen vermischt. Die Beiträge werden dementsprechend immer kürzer (Hiebl 2004:351-357).

Radiosendungen produzieren

Das „Sich-Zurechtfinden in den neuen und komplexen Medienwelten" sieht Dieter Baacke als Grundlage einer Medienkompetenz an, die er in vier Bereiche unterteilt: Medienkritik, Medienkunde, Mediennutzung und Mediengestaltung. Medienkritik stellt die Grundlage für alle weiteren Operationen dar und verfolgt Ziele auf drei verschiedenen Ebenen: Analytisch sollten „problematische gesellschaftliche Prozesse" angemessen erfasst werden können; reflexiv „sollte jeder Mensch in der Lage sein, das analytische Wissen auf sich selbst und sein Handeln anwenden zu können"; und in einer ethischen Dimension müssen analytisches Denken und reflexiver Rückbezug sozial verantwortet werden. Medienkunde als Wissen über Medien und Mediensysteme, reflektierte Mediennutzung sowie aktive und kreative Mediengestaltung als eine andere Form von (Handlungs-)Kompetenzen ergänzen den Aspekt der Medienkritik im Bereich der Medienkompetenz (Baacke 1999:31-35). Klar ist, dass Medienkompetenz sich im Zuge der Entwicklung der Medienlandschaft wandeln muss.

Medienkompetenz ist also weit gefasst. Sie beinhaltet „die Fähigkeit auf der Basis strukturierten zusammenschauenden Wissens und einer ethisch fundierten Bewertung der medialen Erscheinungsformen und Inhalte, sich Medien anzueignen", aber auch die Kompetenz, mit ihnen kritisch und reflexiv umzugehen. Schließlich zählt auch die Fähigkeit, Medien „nach eigenen inhaltlichen und ästhetischen Vorstellungen, in sozialer Verantwortung sowie in kreativem und kollektivem Handeln zu gestalten", zu den wichtigen Zielen einer Vermittlung von Medienkompetenz (Schorb 2005:262). Gerade der Konstruktionscharakter der Medien wird durch den eigenen Versuch, ein Medienprodukt zu ‚konstruieren', deutlich (Hiebl, Dekonstruktion 2009:56).

Letzteres ist auch Ziel des vorliegenden Unterrichtsprojektes zur Radiogestaltung. War es vor wenigen Jahren noch unmöglich, ohne kostspielige Ausrüstung für Aufnahme und Bearbeitung qualitativ hochwertige Audio-Produkte zu gestalten, so hat sich das vor allem durch die Durchsetzung digitaler Aufnahmegeräte grundlegend geändert. Da die Umwandlung von analogen in digitale Signale beim „Einspielen" in die Computersysteme wegfällt, ist keine hochwertige Soundkarte mehr notwendig. Die Audioaufnahmen werden von Aufnahmegeräten verlustfrei auf den Computer kopiert und können dort mit kostenlosen Programmen, die über alle nötigen Features verfügen, bearbeitet werden.

Der im Folgenden vorgeschlagene Weg zu einer Hörfunksendung, einem Podcast oder einem Beitrag zu einer Audiostation in einer Ausstellung zeigt einen Weg auf, wie Geschichte hörbar gemacht werden kann. Variationen werden je nach Thema, Vorkenntnissen, Zeitbudget nötig sein. Die Planung umfasst fünf verschiedene Phasen:

- Thema finden/begrenzen
- Material sammeln
- Material selektieren und strukturieren
- Schreiben/Gestalten/Bearbeiten
- Kontrollieren/Evaluieren

Thema finden und begrenzen

Die Suche nach einem Thema soll möglichst ‚realistisch' sein. Es soll also daran gedacht sein, dass das in der Sendung vorgestellte Thema eine bestimmte Zielgruppe interessiert und eine gewisse Relevanz für die Hörer beinhaltet. Die Zielgruppe kann dabei real sein, also etwa die Schule oder der Ort/die Stadt, in der die Schule steht. Es kann aber auch eine imaginierte Zielgruppe angesprochen werden („alle Österreicher", „alle FM4-Hörer"). Die Berücksichtigung der eigenen Lebenswelt wie Schule oder Ort hat den Vorteil, dass die gestalteten Beiträge

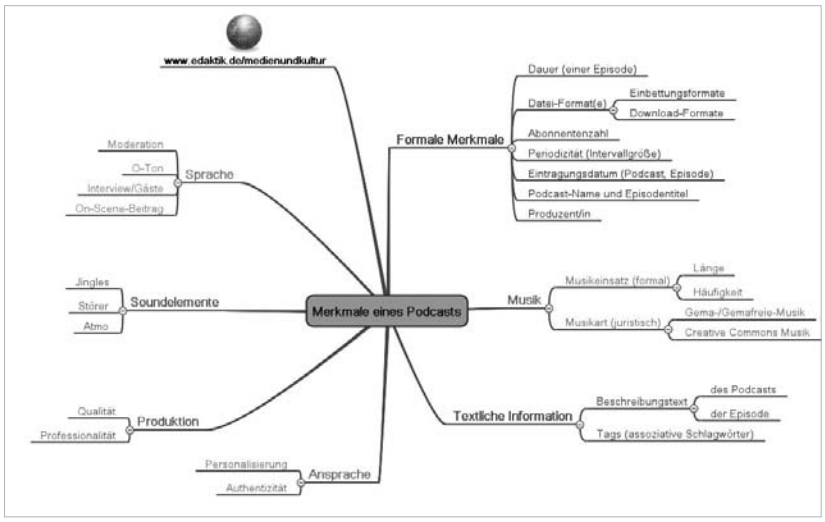


Abbildung 1: Beispiel für ein Mindmapping zur Erstellung eines Podcasts
Quelle: http://www.edaktik.de/podcastseminar/2009/11/planung-eines-podcasts/ [19.10.2012]

beim Publikum wahrscheinlich besser ankommen. Es werden Themen gewählt, über die tatsächlich auch im Alltag diskutiert wird („Mitbestimmung an Schulen", „Rauchen vor der Schule" etc.). Selbstverständlich können auch Anlässe wie Jubiläen („20 Jahre EU-Beitritt") oder aktuelle Ereignisse („Fußball-WM") herangezogen werden.

Zum Strukturieren des Inhalts kann in der ersten Phase ein Prozess des Brainstormings sinnvoll sein, der dann in eine stärker systematisierte Form übergeführt wird, etwa durch die Anfertigung von Mindmaps.

Wesentlich ist, dass das Thema nach einer ersten Suche eingegrenzt, ein bewältigbarer Fokus gesetzt wird. In der Praxis wird die Begrenzung des Themas bei längeren Sendungen durch einen so genannten Pressetext vorgenommen, der in wenigen Zeilen den Inhalt umreißt. Bei Kurzbeiträgen ergibt sich die Fokussierung häufig durch die gewählten Interviewpartner.

Kasten 1: Beispiel für einen Pressetext für die Sendung „Das Jahrhundert der Extreme. Das 20. Jahrhundert zwischen Demokratie und Totalitarismus" (Sendereihe „Salzburger Nachtstudio", gesendet am 12. März 2008, Gestaltung: Ewald Hiebl, online abrufbar unter: http://www.demokratiezentrum.org/index.php?id=503&index=1564). Der Pressetext umreißt den Inhalt der Sendung und wird für die Ankündigung verwendet.

Das Jahrhundert der Extreme.
Das 20. Jahrhundert zwischen Demokratie und Totalitarismus

Zwei Jahrestage werden in Österreich 2008 begangen: das Jubiläum der Ausrufung der Ersten Republik 1918, und das Gedenken an den Anschluss an Deutschland 1938. Zwei Jahrestage, die auch Symbole für unterschiedliche Herrschaftsformen darstellen: Republik und Demokratie auf der einen Seite, Totalitarismus und Diktatur auf der anderen Seite.
Nicht nur in Österreich war das 20. Jahrhundert ein „Zeitalter der Extreme", wie Eric Hobsbawm das vergangene Jahrhundert bezeichnet hat. Die Konfrontation zwischen Demokratie und Diktatur führte zu zwei Weltkriegen und politisch motivierter Gewalt. Aber auch die schrittweise Durchsetzung von Menschenrechten prägt das 20. Jahrhundert.
Historiker, Politologen und andere Wissenschaftler werden die Rolle von Staatsbürgern, Eliten und politischen Parteien im Prozess der Veränderung gesellschaftlicher Prozesse und Tendenzen beleuchten.

Gestaltung: Ewald Hiebl

Sammeln des Materials

Die einzelnen Phasen in der Gestaltung einer Hörfunksendung sind nicht als abgeschlossene unumkehrbare Prozesse zu verstehen. Sie gehen ineinander über. So wird die Phase des Sammelns von Material schon während der Themenfindung und -begrenzung beginnen, und auch während der Materialbeschaffung kann das Thema modifiziert werden, wenn interessante Aspekte auftauchen.

Natürlich nehmen akustische Elemente, vor allem die Originaltöne von Interviewpartnern, eine dominante Stellung in der akustischen Vermittlung ein. Aber auch aus Büchern, Zeitschriften oder dem Internet gewonnene Informationen sind wichtige Grundlage für die Gestaltung der Sendung. Sie werden für die Moderation verwendet oder als direkte Zitate – dann von einer anderen Sprecherstimme gelesen – in die Sendung eingebaut. Auch Geräusche und Musik sind wichtiges Material für eine Radiosendung. Sie können selbst aufgezeichnet werden, um eine Szenerie zu beschreiben (z.B. Geräusche am Schulhof, Konzert der Schulband) oder werden von bestehenden Tonträgern übernommen. Hier sind freilich die Urheberrechte abzuklären, sollte der fertige Audiobeitrag öffentlich präsentiert werden.

Den wichtigsten Teil der Materialbeschaffung stellt die Aufnahme von Originaltönen dar, also jene Teile der Sendung, die von Interviewpartnern eingebracht werden. Interviews verkörpern einen kreativen und kommunikativen Prozess. Deshalb gibt es hier zur Umsetzung keine einfachen Rezepte. Es ist jedoch klar, dass ein Interview mit einem Experten anders vorzubereiten und zu führen ist als ein Straßeninterview mit einer zufällig ausgewählten Person. In allen Fällen sollte jedoch ein Fragenkatalog vorhanden sein, der aber flexibel gehandhabt werden muss. Tauchen im Laufe des Interviews interessante Aspekte

auf, sollte diesen zugunsten der im Fragenkatalog angeführten Themen der Vorzug eingeräumt werden. Unumgänglich ist eine entsprechende inhaltliche Vorbereitung auf das Interview und den Interviewpartner. Zu Beginn des Interviews sollte die Interviewsituation, also Ziel, Zweck und Verwendung der Aufnahmen, geklärt werden. Für die Durchführung des Interviews sollte ein möglichst ruhiger Raum ausgewählt werden, um Störungen vorzubeugen, es sei denn, eine bestimmte Situation und Stimmung lässt Hintergrundgeräusche wünschenswert erscheinen. Im Idealfall wird die Aufnahme durch einen Kopfhörer kontrolliert, um Störgeräusche wie Brummen durch Halogenlampen oder ähnliches sofort zu hören. Moderne Flashrecorder im Preissegment unter 200 Euro machen in der Regel Aufnahmen in Hörfunkqualität. Für Übungszwecke können auch günstigere Aufnahmemedien, z.B. Diktiergeräte, herangezogen werden.

Kasten 2: Beispiel für ein Protokoll eines Interviews (mit Timecode), die für die Sendung ausgewählten Originaltöne werden fett hervorgehoben.

Pelinka:
0,06: demokratie der ersten republik gescheitert, weil demokratie mittel, nicht ziel war, primär: erfolg des eigenen lagers, linzer programm, korneuburger eid.
d.h. immer nur denken, wichtig ist dass wir gewinnen, sieg oder niederlage denken, mit demokratie nicht vereinbar, primärwert, schließt ein, eigene niederlage voll anzuerkennen.
1,20: keine erfahrung.
1,30: geschichte spielt rolle, 1907 allg. wahlrecht, ***cz böhmen mähren grundsätzlich gleiche voraussetzung, cz. halbwegs stabile demokratie, nicht nur geschichte, unterschiedliche befunde,***
2,20: große rolle schwierigkeit sich mit ö zu identifizieren, cz. 1918 nicht als positver neuanfang, verlust einer dominanten rolle in großreich. cz. ausnahme, ö regelfall, viele halb-/ganzfaschistische systeme.
3,10: häufig mangelnder liberalismus
3,25: eine rolle spielt, in ö ist was man liberalismus nennt, sehr unterentwickelt gewesen, überlagert von nationalismus, nationale parteien haben liberalismus zu tode umarmt, kein wirklicher spielraum, in erster republik rolle gespielt, liberale parteien waren am schärfsten antiliberale parteien, antisemitismus, auch ablehnung der marktwirtschaft.
4,50

Kasten 3: Beispiel für die Zuordnung von Originaltönen zu einem Themenbereich der Sendung („1918: Kurze Hoffnung für die Demokratie"). Dadurch entsteht eine erste Struktur der Sendung. Zwischen die Originaltöne wird Moderation eingefügt.

1918: Kurze Hoffnung für die Demokratie

Rathkolb 4
8,20: fast vergessenen erinnerungsort 1918 in erinnerung rufen, demokratische entwicklung, erinnerungsort, der kaum mehr rolle spielt, in 1. republik noch große rolle, realpolitische beginn zumindest 2 jähriger erfolgsgeschichte, moderne verfassung sozialgesetze, bricht 1920 auseinander, endet in militarisierung und konfrontationspolitik (stimme oben ot anschließen).
per se auf 1918 verweisen, verbinden frage warum demokratie erodiert ist, nicht nur in ö,
Steinbach 7
4,45: 1918 ist ende einer epoche, europa von gestern vergeht, neues europa, das aber nicht stabil ist, 30-jähriger europäischer bürgerkrieg eingeleitet, nur in einer hälfte europas, durch sieg der alliierten, stabile demokratien aufzubauen. hypothek dieses 30-jährigen bürgerkriegs haben staaten osteuropas zu tragen.
Pelinka 8
häufig mangelnder liberalismus
3,25: eine rolle spielt, in ö ist was man liberalismus nennt, sehr unterentwickelt gewesen, überlagert von nationalismus, nationale parteien haben liberalismus zu tode umarmt, kein wirklicher spielraum, in erster republik rolle gespielt, liberale parteien waren am schärfsten antiliberale parteien, antisemitismus, auch ablehnung der marktwirtschaft.
4,50

Material selektieren und strukturieren

Nach der Sammlung wird das Material ausgewählt. Bei kurzen Interviews können schon während der Aufnahme die interessantesten Stellen notiert werden (mit Timecode), längere Interviews werden häufig noch einmal abgehört und ein kurzes Protokoll mit Timecode wird angefertigt.

Die Digitalaufnahmen werden – meist mittels USB-Kabel – direkt vom Aufnahmegerät in den Computer überspielt, wo die ausgewählten Passagen dann aus der Gesamtaufnahme herausgeschnitten und abgespeichert werden. Dafür eignet sich – als ein Beispiel von mehreren – etwa das Freeware-Programm „Audacity", das alle wichtigen Features zum Schneiden und Bearbeiten von Ton beinhaltet.

Nach der Auswahl der Originaltöne müssen diese in die Erzählstruktur des Beitrags eingebaut werden. In der Regel dominieren die Originaltöne den Hörprozess. Ihnen kommt also besondere Bedeutung zu. Anfang und Ende von Beiträgen/Sendungen werden von den Hörern am aufmerksamsten wahrgenommen. Deshalb sollten besonders ein- und ausdrucksvolle Originaltöne hier platziert werden. Wichtig ist aber, über den ganzen Sendungsverlauf einen Spannungsbogen aufrecht zu erhalten. Das kann etwa durch die Darstellung von Gegensatzpaaren und den Spannungsaufbau durch die Kontrastierung dieser

Kasten 4: Beginn eines Manuskripts für eine Radiosendung. Es enthält alle Elemente der Sendung (Kennung, Originaltöne, Archivaufnahmen, Musik...) und dient als Drehbuch für die Produktion. Erkennbar sind auch die dramaturgischen Elemente zu Beginn längerer Sendungen (Einstieg: „Das 20. Jahrhundert", Information: „Das Zeitalter der Extreme...", Fahrplan durch die Sendung: „Dieses Salzburger Nachtstudio..."

Salzburger Nachtstudio „Das Jahrhundert der Extreme. Das 20. Jahrhundert zwischen Demokratie und Totalitarismus"
(Ö1, 12. März 2008, Gestaltung: Ewald Hiebl)

KENNUNG

OT Schuschnigg (Archiv)
OT Hitler (Archiv)

Das 20. Jahrhundert, ein Jahrhundert der Extreme. Diktaturen, Massenmord, Weltkriege. Das sind Bilder, mit denen dieses Jahrhundert in die Geschichtsbücher eingehen wird. Ein Jahrhundert zwischen Demokratie und Totalitarismus.

MUSIK

„Das Zeitalter der Extreme". So lautet der Titel einer der besten Darstellungen der Geschichte des 20. Jahrhunderts. Sie stammt von Eric Hobsbawm, dem bekannten britischen Historiker mit österreichischen und deutschen Wurzeln. Für ihn ist das 20. Jahrhundert in vielerlei Hinsicht ein Jahrhundert der Extreme. Dafür verantwortlich ist vor allem der extreme Nationalismus.

Hobsbawm 1
zeitalter des extremen nationalimus

Wie viele Historiker schätzt Peter Steinbach Eric Hobsbawm und seine Darstellung des 20. Jahrhunderts sehr. Der Historiker und Politologe lehrt an der Universität Mannheim, und auch für Steinbach war das 20. Jahrhundert ein Zeitalter der Extreme, weil die diktatorischen Systeme ihren eigenen Gesellschaften den Krieg erklärten.

Steinbach 4
8,35. jahrhundert der extreme, weil diktatorische systeme eigenen gesellschaften den krieg erklären, bauern, bürgertum juden ausrotten, vorstellen, was zielvorstellungen bedeuten, nicht krieg um militärische vorherrschaft, man weiß, dass man etwas macht, was irreparabel ist. nicht wieder herstellen, folgen der eingriffe nicht revidieren, nicht kleine dellen, die man ausgleichen kann, es geht um fundamentale struktureingriffe in europa.
10,45

OT Figl Österreich ist frei (Archiv)

Für Österreich bedeutet die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts aber auch Demokratie, Wohlstand und Sicherheit. Drei Gedenktage symbolisieren diesen extremen Gegensatz der österreichischen und europäischen Geschichte im 20. Jahrhundert. Auf der einen Seite das Jahr 1918: als Jahr der Hoffnungen und des Neubeginns, die Geburtsstunde der Ersten Republik und ein demokratischer Aufbruch. Auf der anderen Seite 1933: als endgültiges Aus für diese Hoffnungen, das Ende der Demokratie in Österreich und schließlich 1938 als Jahr der nationalsozialistischen Machtübernahme, als Beginn der schlimmsten Periode österreichischer Geschichte.
Dieses Salzburger Nachtstudio widmet sich diesen Jahrestagen und zeigt, wie viel Geschichte in unserer Gegenwart noch präsent ist. Warum war die Zweite Republik im Gegensatz zur ihrer Vorgängerin so erfolgreich? Wann und warum funktionieren Demokratien? Diese Fragen und jene, wieso die Beschäftigung mit Geschichte auch für die Gegenwart wichtig ist, versuchen wir heute zu beantworten.

(Insert: Eine Sendung von Ewald Hiebl)

„Von autoritären Gesellschaften zur Demokratie. Demokratie und Diktatur im Widerstreit seit 1918", lautete der Titel eines internationalen Symposiums, das vergangene Woche vom Demokratiezentrum im Wien-Museum veranstaltet wurde. Vortragende dieser Veranstaltung kommen auch heute zu Wort und ebenso hören Sie Ausschnitte eines Filmes, welcher vom Demokratiezentrum gemeinsam mit dem Unterrichtsministerium produziert wurde.

Gegensätze gelingen. Am Schluss wird die Spannung gelöst.

Schreiben/Gestalten/Bearbeiten

Der Prozess des Schreibens, Gestaltens und Bearbeitens folgt der Selektion und Strukturierung des Materials. Ziel dieses Prozesses ist die Anfertigung eines Manuskriptes, das – gleich einem Drehbuch – alle Elemente des Beitrags/der Sendung in der zeitlichen Kontinuität anführt. Es ist möglich und wahrscheinlich, dass es im Prozess der Strukturierung des Materials zu Änderungen in der vorgenommenen Reihenfolge der Originaltöne kommt.

Bei längeren Sendungen kann zu Beginn eine kurze Intro-Phase mit fesselnden Originaltönen, aktuellen Fakten oder sonst interessanten Informationen stehen, die dann durch eine Phase der Orientierung für die Hörer („Was kommt auf mich zu?“) und die zentralen Fragestellungen der Sendung ergänzt wird. Bei kurzen Beiträgen von wenigen Minuten ist das selbstverständlich nicht nötig.

Allgemein gilt, dass die Sprache des Hörfunks einfach bleiben muss und sich von der geschriebenen Sprache unterscheiden sollte. Kurzen und einfachen Sätzen ist der Vorzug zu geben - im Idealfall wird ‚erzählt‘ und nicht vorgelesen. Da Radio ohne Bild auskommen muss, ist es wichtig, „sprachliche Bilder“ einzubauen, also möglichst anschaulich zu formulieren, Geschichten und Szenen zu beschreiben. Häufig hilft es auch, zu einem Thema zu assoziieren (etwa durch eine Internetsuche), um zu aussagekräftigen „Bildern“ zu kommen.

Von besonderer Bedeutung sind die Übergänge zwischen Moderation und Originaltönen. Sie sollen möglichst flüssig gestaltet sein. In der Regel ist es nötig, die Interviewpartner vor ihrem ersten ‚Auftritt‘ vorzustellen. Diese Vorstellung ist aber möglichst kurz zu halten und sollte auf Informationen beschränkt sein, die für den Hörer zum besseren Verständnis notwendig erscheinen.

Vor der Aufnahme der Moderation müssen noch die Originaltöne bereinigt werden: Versprecher, „Äähs“, lange Pausen oder Schmatzgeräusche werden entfernt, um das Hören flüssiger zu machen. Wie weit dieser ‚Putzdrang‘ geht, ist Geschmackssache. In manchen Fällen ist es auch dramaturgisch sinnvoll, Unsicherheiten und Pausen zu belassen, um spontane Reflektionsprozesse andeuten zu können. Auf jeden Fall sollten allzu störende Fehler entfernt und Schnitte, die nicht ‚sauber‘ gestaltet werden können – die man also hört – vermieden werden.

Die Aufzeichnung der Moderation kann in einem Tonstudio, aber auch mit einem Aufnahmegerät oder mittels externen Mikrofons am Computer vorgenommen werden. Wichtig ist hier ein geräuschloser Hintergrund. Versprecher können später herausgeschnitten werden, am besten aber so, dass die ZuhörerInnen sie nicht wahrnehmen. Es ist also nicht nötig, die ganze Moderation neuerlich aufzuzeichnen, wenn ein Fehler passiert.

Die fertigen Originaltöne, die Moderation, Geräusche und Musik werden in einem letzten Schritt gemischt, also auf verschiedenen Spuren des Tonbearbeitungsprogramms angeordnet und in einen kontinuierlichen Ablauf gebracht. Wichtig ist die Angleichung der Lautstärke der einzelnen Teile.

Das Ein- und Ausblenden von Musik und Geräuschen erfordert etwas Übung und Erfahrung. Ist die Anordnung der einzelnen Teile geglückt, wird die Sendung als Gesamtdatei abgespeichert. Es empfiehlt sich jedoch, die einzelnen Spuren auch als „Projekt“ zu speichern, um eine spätere Bearbeitung einzelner Teile vornehmen zu können.

Ob eine genaue Zeit (z.B. 13 Minuten 45 Sekunden) vorgegeben

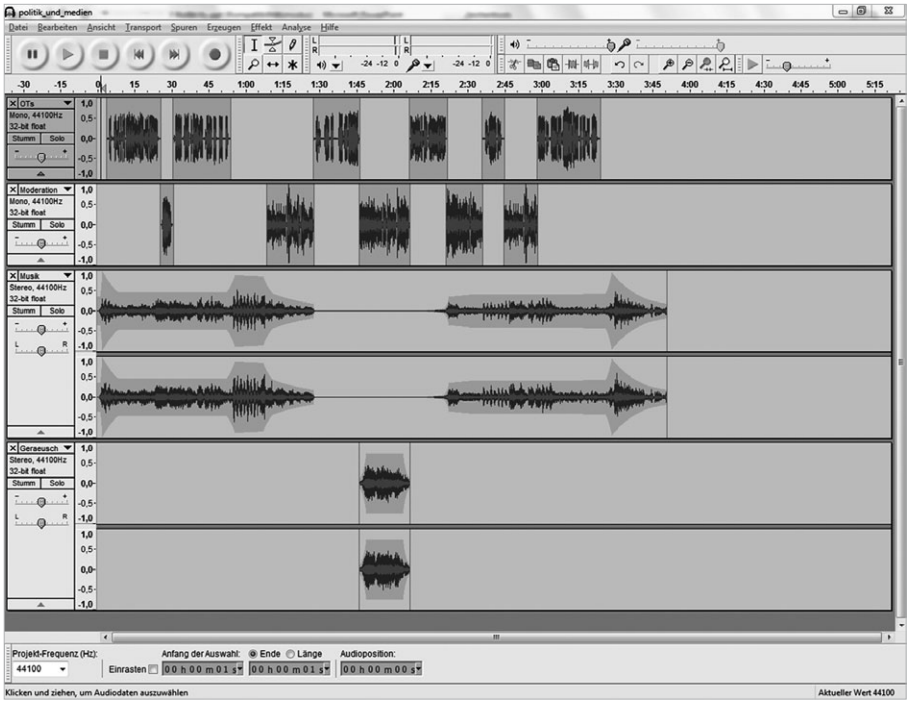


Abbildung 2: Screenshot einer fertigen Sendung im Tonbearbeitungsprogramm „Audacity“. Verwendet wurden vier Spuren (für Originaltöne, Moderation, Musik, Geräusche). Sichtbar sind auch die Lautstärkeanpassungen bei unterlegter Musik.

wird oder lediglich ein Zeitrahmen (zwei bis drei Minuten), liegt im eigenen Ermessen. Schwieriger ist die Vorgabe einer genauen Zeit, weil dadurch eine bereits fertig gestaltete Sendung meist noch gekürzt werden muss.

Kontrollieren und Evaluieren

Bevor der fertige Beitrag/die fertige Sendung präsentiert oder gar gesendet wird, muss sie noch einmal abgehört und kontrolliert werden. Mängel, vor allem was unterschiedliche Lautstärkepegel der einzelnen Spuren betrifft, sollten beseitigt werden. Wichtig ist hier auch das Einholen und Annehmen von Feedback. Die Sendungsgestalter sind meist so intensiv in das Thema eingearbeitet, dass sie gar nicht in der Lage sind, ihr Produkt aus der Sicht bzw. mit den Ohren der ZuhörerInnen zu rezipieren, die häufig das erste Mal mit den jeweiligen Sendungsinhalten konfrontiert werden. Deshalb sind Rückmeldungen ernst zu nehmen, zu reflektieren, auch wenn hier die Grundmaxime jeder medialen Vermittlung gilt: Über Geschmack lässt sich bestens streiten!

LITERATUR

D. BAACKE, Medienkompetenz als zentrales Operationsfeld von Projekten, in: D. BAACKE/S. KORNBLUM/J. LAUFFER/L. MIKOS/G.A.THIELE (Hg.), Handbuch Medien: Medienkompetenz. Modelle und Projekte. Bonn 1999, 31-35.

B. BITZENHOFER, Zwischen Klangtapete und akustischem Rundhorizont. Raum für produktive Täuschungen, in: A. SCHWANEBECK/M. ACKERMANN (Hg.), Radio erobert neue Räume. Hörfunk: global, lokal, virtuell. München 2001, 159-171.

N. BOLZ, Aufklärung versus Infotainment, in: Relation. Medien – Gesellschaft – Geschichte, hg. v. Herbert Matis, 4 (1997) 1, 41-50.

W. FAULSTICH, Mediengeschichte von den Anfängen bis 1700. Göttingen 2006.

P. HANDKE, Versuch über die Jukebox. Frankfurt am Main 1990.

J. HÄUSERMANN, Radio. Tübingen 1998.

E. HIEBL, Geschichts"erzählungen" im Hörfunk zwischen Fachvortrag und Hörspiel, in: I. BAUER /H. EMBACHER/E. HANISCH/A. LICHTBLAU/G. SPRENGNAGEL (Hg.), >kunst >kommunikation >macht. Sechster Österreichischer Zeitgeschichtetag 2003. Innsbruck-Wien-München-Bozen 2004, 351-357.

E. HIEBL, Geschichte, Hörfunk und Öffentlichkeit. Wissenstransfer über Ätherwellen, in: RhetOn. Online-Zeitschrift für Rhetorik & Wissenstransfer 1 (2004), ISSN 1810-6250. Online verfügbar unter: http://www.rheton.sbg.ac.at/rheton/2007/04/ewald-hiebl-geschichte-hnk-und-fentlichkeit/).

E. HIEBL, Die Dekonstruktion der Inszenierungen. Massenmedien und politische Bildung in Gegenwart und Geschichte, in: H. THOMAS (Hg.), Das ‚selbstreflexive Ich'. Beiträge zur Theorie und Praxis politischer Bildung. Innsbruck 2009, 53-65.

E. HIEBL, Ravagianer, Rot-weiß-rot und freie Radios. Eine kurze Geschichte des Hörfunks in Österreich, in: Historische Sozialkunde: Geschichte - Fachdidaktik - Politische Bildung 4 (2009), 10-19.

E. C. PEARSE/E. E. DENNIS (Hg.), Radio. The Forgotten Medium. New Brunswick-London 1993.

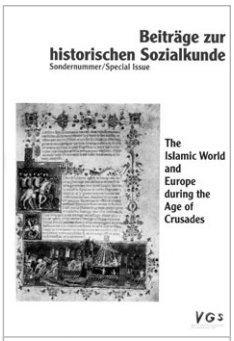
Medienforschung. ORF (http://mediaresearch.orf.at/radio.htm, http://mediaresearch.orf.at/fernsehen.htm, 6. 10. 2012).

B. SCHORB, Medienkompetenz, in: HÜTHER, Jürgen/B. SCHORB (Hg.), Grundbegriffe Medienpädagogik. München ^{4}2005, 257-262.

Historische Sozialkunde

Sondernummern / Special Issues

Sondernummern in englischer Sprache



Diese Hefte sind vor allem für den Einsatz im fächerübergreifenden Unterricht gedacht; bei der Erstellung wurde auf gute Strukturierung und Lesbarkeit sowie auf die Einbeziehung von Quellentexten und Bildquellen Wert gelegt.

1998: The Islamic World and Europe during the Age of Crusades

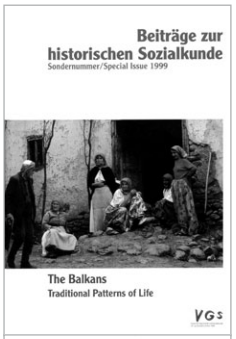
1999: The Balkans. Traditional Patterns of Life

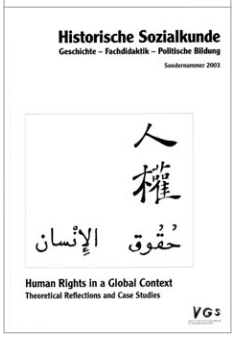
2000: Transitional Russia from a Historical and Didactic Perspective

2001: Teaching the Holocaust and National Socialism. Approaches and Suggestions

2002: International Migration. Problems – Prospects – Policies

2003: Human Rights in a Global Context. Theoretical Reflections and Case Studies





alle sechs Hefte im Paket um € 10,– (zuzüglich Versandkosten)

Bestellungen
VGS – Verein für Geschichte und Sozialkunde, c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte
der Universität Wien, Universitätsring 1, A-1010 Wien
e-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at
homepage: http://vgs.univie.ac.at

VGS STUDIENTEXTE

Bestellungen
VGS – Verein für Geschichte und Sozialkunde
c/o Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte
der Universität Wien
Universitätsring 1, A-1010 Wien
e-mail: vgs.wirtschaftsgeschichte@univie.ac.at
homepage: http://vgs.univie.ac.at

Martin Scheutz / Arno Strohmeyer (Hg.)
Von Lier nach Brüssel:
Schlüsseljahre österreichischer Geschichte (1496–1995)

Namhafte Historikerinnen und Historiker stellen vierzehn Schlüsseljahre österreichischer Geschichte vor: ein jeweils markantes Ereignis, das einen tiefen Einschnitt bedeutete und grundlegende Weichen für die weitere Entwicklung stellte. Die Zeitspanne reicht von den Anfängen des Weltreichs der Habsburger 1496 bis zum Beitritt Österreichs zur Europäischen Union 1995. Basierend auf dem letzten Stand der Forschung wird das Zusammentreffen von Vergangenheit und Zukunft in einem einzelnen Ereignis in seinen österreichischen und europäischen Zusammenhängen dargestellt.
Erläutert werden zudem alternative Entwicklungsmöglichkeiten und strukturelle Rahmenbedingungen der Zäsur als „Erinnerungsort" im Gedächtnisspeicher verschiedener Epochen. Eine kurze, thematisch gegliederte Auswahlbibliographie zu jedem Schlüsseljahr erleichtert den Leserinnen und Lesern eine individuelle Vertiefung.

Markus Cerman / Franz X. Eder / Peter Eigner /
Andrea Komlosy / Erich Landsteiner (Hg.)
Wirtschaft und Gesellschaft.
Europa 1000–2000

Dieses Studienbuch bietet einen Überblick über die Wirtschafts- und Sozialgeschichte Europas in den letzten tausend Jahren und eine Einführung in die wichtigsten Forschungsfragen und -debatten in diesem Bereich. Es wendet sich an Studierende und Lehrende von Bachelor- und Master-Studiengängen der Geschichte und anderer wirtschafts-, sozial- und kulturwissenschaftlicher Disziplinen sowie ein an wirtschafts- und sozialhistorischen Synthesen und Zusammenhängen interessiertes Publikum. Behandelt werden die großen Themen des gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Lebens: Wirtschaftswachstum, Industrialisierung, Bevölkerung, Technik, Landwirtschaft, Gewerbe, Industrie, Arbeitsverhältnisse, Migrationen, Konsum, gesellschaftliche Schichtung, Klassenunterschiede, Geschlechterdifferenz, soziale Bewegungen und Europa im globalen Kontext.

Sven Tost / Wolfgang Hameter (Hg.)
Alte Geschichte.
Der Vordere Orient und der mediterrane Raum vom 4. Jahrtausend v. Chr. bis zum 7. Jahrhundert n. Chr.

Dieser Band setzt sich zum Ziel, einen grundlegenden, chronologisch aufgebauten Überblick zur Geschichte des Altertums zu vermitteln. Im Unterschied zur Vielzahl der gegenwärtig erhältlichen Einführungen und Gesamtdarstellungen beschränkt er sich in seiner zeitlichen und räumlichen Ausdehnung nicht allein auf die klassische Antike, d.h. auf die griechisch-römische Welt, sondern berücksichtigt auch deren Vorläuferkulturen im Vorderen Orient und Alten Ägypten, die für das Verständnis des historischen Gesamtkontexts unentbehrlich erscheinen. Zum anderen soll dieser chronologische Überblick, der sich vorrangig an politischen Konstellationen und Entwicklungen orientiert, um eine Betrachtung wesentlicher, diachron und überregional zu behandelnder Aspekte ergänzt werden. Zwei abschließende Kapitel widmen sich außerdem der Forschungsgeschichte sowie dem Nachleben der Antike.